



Der
Postraub
in
Würges

Von
Ottokar Schupp.

Herborn
Dranien-Verlag

E. Ad. Hubly.

Der Postraub in Würges

Der Postraub in Würges



Eine Erzählung nach mündlichen und schriftlichen
Überlieferungen

für die Jugend und das Volk

von

Ottokar Schupp

D r a n i e n - B e r l a g , H e r b o r n

von Münchow'sche Universitätsdruckerei Otto Kindt in Gießen.

I.

L i e f e l e n e .

Im heiligen, römischen Reiche deutscher Nation, das lange über seine Kraft hinaus bis ins vorige Jahrhundert hinein existierte, wo es endlich 1806 mit der Abdankung des deutschen Kaisers Franz II. zusammenbrach, gab es Galgen genug. Jedes erhebliche Städtchen, ja selbst jeder Reichsflecken hatte seinen eigenen Galgen. Ein Gericht, das nicht über einen Galgen verfügen konnte, war gar nicht denkbar. Wenn wir alle die Plätze und Hügel zählen wollten, wo einst solche unheimliche Gerüste standen, wo unsere Voreltern noch die armen Sünder baumeln sahen, wo aber jetzt meistens der Pflug seine friedlichen Furchen zieht, die Zahl ginge ins Ungeheure.

Diese merkwürdige Menge von Galgen könnte einen zu dem Glauben verführen, als sei die Polizei und Rechtspflege damals recht strenge und tüchtig geführt worden. Allein, wer etwa zu solchem Schlusse sich verleiten ließe, der hätte arg ins Blaue geschossen oder, wie man sagt, das Ei neben das Nest gelegt.

Was weiland in Nürnberg galt, daß sie keinen hängen konnten, sie hatten ihn denn zuvor, das galt im ganzen römischen Reiche und die Hauptspitzbuben ließen sich nicht so leicht greifen zumal von den Hasenpanier-Helden der deutschen Reichsarmee. Wenn aber einmal wirklich das Reich sich aufmachte, da das Unwesen allzu schreiend wurde, glich sein Einschreiten dem Gebaren eines ungelenkten, schwerfälligen Riesen, der in seiner täppischen Manier wohl mit Händen und Füßen viel Unheil anfängt, aber nie das Richtige trifft und das Übel mit der Wurzel ausreißt.

In den hervorragenden Städten herrschten wohl zuzeiten recht praktische Einrichtungen und energische Maßregeln, um sich der Spitzbuben und Strolche zu erwehren; auch tüchtige Landesfürsten verstanden, ihre Grenzen zu säubern, aber damit wurde das Reich des losen Gesindels nicht ledig. Mankehrte nur von der einen Haustüre zur andern den Schmutz, den jeder Luftzug und Wind wieder zurückführen konnte.

Man beglückte andere Gegenden Deutschlands mit dem, was man selbst nicht haben wollte.

Im heiligen, römischen Reich deutscher Nation gab es aber allezeit so viele schlecht regierte Ländchen und so manches Krähwinkel, daß die Herrn Gauner stets ein warmes, sicheres Nest fanden, von wo aus sie den drohenden Galgen ein Schnippchen schlagen konnten. Auch schadete am Ende ein kleiner Abgang dem Völkchen nicht viel. An Ergänzung und Vermehrung war kein Mangel. Ausgediente Landsknechte, die entlassene Soldateska des dreißigjährigen und der späteren Kriege, die das Rauben und Plündern und Gelderpressen aus dem Fundamente verstanden, die professionsmäßigen Bettler, die im Mittelalter durch die übertriebene Wohltätigkeit der Klöster zu einer bedenklichen Masse anstiegen, Gaukler, Schnurranter, fahrende Schüler, verdorbene Studenten, und vor allem Juden und die herumziehenden Zigeunerbanden, bildeten ein schönes Kontingent und lieferten ohne Aufhören tüchtige Rekruten.

Wer einmal das freie, geseklose Leben geschmeckt hatte, konnte nicht mehr davon lassen.

Dieses abenteuerliche Treiben und Spielen mit der Gefahr, verbunden mit dem Gefühle der Überlegenheit und Genugtuung nach Gefallen der dummen, trägen, feigen Menge einen reichen Tribut abzuwingen, übte einen unwiderstehlichen Reiz. Da mochten auch einmal magere Zeiten eintreten; dafür herrschte hernach wieder Überfluß und verschwenderischer Genuß. Es fehlte dabei nicht an einem gewissen Ehrgeiz, indem die Geschicktesten und Mutigsten bei Jhresgleichen ungemein in Achtung

und Ehre standen. Ebenfowenig gebrach es an einem oft sehr gefunden Humor, ja nicht einmal an Poesie.

Auf diese Weise konnte es geschehen, daß in dem alten deutschen Reich sich weit verbreitete Gaunergesellschaften bildeten, die sogar zu einem selbstständigeren, ungestörteren Verkehr und zur besseren Versteckung ihrer Pläne und Absichten eine eigene Sprache schufen. Man kennt diese Sprache unter den Namen „Rotwälsch, Jenisch, auch manchmal Gil, Mengisch oder Kauderwelsch genannt.“ Der Kern ist deutsch, aber den einzelnen Worten sind unverständliche, indessen immer witzige, ja oft scharfsinnige Nebenbedeutungen untergelegt; dabei finden sich eine Menge jüdischer Ausdrücke und jüdisch-deutscher Redensarten und vieles aus der Zigeunersprache Entnommene, so daß nur Eingeweihte ein Verständnis zu haben vermögen.

Das Planmäßige und Bedeutsame der Gaunerwirtschaft, das schon durch den Besitz einer eigenen Sprache sich verrät, tritt noch mehr hervor darin, daß sie das Rauben, Stehlen und Ausbrechen aus dem Gefängnis wahrhaft kunstmäßig ausbildeten und durch Scharfsinn und Übung zu einer Geschicklichkeit brachten, in der das abergläubische Volk eine Verbindung mit bösen Geistern und dem Satan vermutete.

Die Gaunerei wurde zu einem Gewerbe, und der Gauner mußte seine Gaunerschaft erlernen, wie der Handwerker sein Handwerk.

Wie groß die Zahl der Gauner zu gewissen Zeiten war, läßt sich nicht mehr ermitteln, aber gewiß ist, daß sie mit ihren Helfershelfern und Mitwissern ein nicht unbedeutendes Stück des deutschen Volkstums ausmachten. Hat doch ein Beamter in dem kleinen Ländchen Schwaben von 2726 Personen gewußt, die die Gaunerei gewerbsmäßig betrieben.

Ganz natürlich verübten diese Gauner fortwährend eine unzählige Menge von Diebstählen, Betrügereien, Raubankfällen, Einbrüchen, ja Mordtaten, aber als wohlorganisierte Räuberbanden wagten sie doch nur zu gewissen Zeiten hervorzutreten:

wenn etwa die Schwächen der Regierungen so groß waren, daß sie ihren Gewalttätigkeiten gegenüber ratlos blieben, oder wenn ein Krieg ausbrach und aller Augen auf sich zog, oder wenn ganz besonders kühne Führer die anderen mit sich fortrissen. So hat jede Zeit und jede Gegend ihre Räuberhelden gehabt, und aus vorigen Jahrhunderten klingen uns die berühmtesten Namen eines Konstanzer Hans, eines Baierschen Hiesel, eines Sonnenwirtle, eines Hannickel, eines Krummfinger-Balthasar usw. entgegen.

Aber unstreitig am mächtigsten und frechsten trat das Räuberwesen nach Ausbruch der französischen Revolution hervor. Die neunziger Jahre des 18. und das erste Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts sind die Blütezeit deutscher Räuberbanden.

Wie durch einen Zauberschlag, beispiellos in der ganzen Geschichte, erschienen plötzlich mitten in der Auflösung des deutschen Reiches weit verbreitete, fest geschlossene, verbrecherische Verbindungen, die mit einer Kühnheit sondergleichen ebenso mit offener Gewalt als mit feinsten Kunst und Berechnung auftretend, ungeheure Reichtümer zusammenraubten und dann diese blutgetränkten Schätze, für die sie hundertmal ihr eigenes Leben in die Schanze geschlagen hatten, in wahnsinniger Genußsucht und Verschwendung vergeudeten, stets das im Hintergrunde lauernde Schafott fürchtend.

So war das sonst im Finsternen schleichende und im Verborgenen handelnde deutsche Gaunertum durch das Unglück der Zeiten bewogen, mit seinen Taten offen an das Licht getreten. Jetzt aber wurde der Welt seine ganze Kraft und Gefährlichkeit offenbar: der eigene Untergang war heraufbeschworen.

Unsere Großeltern haben als Kinder diese Zeiten miterlebt und uns fast Unglaubliches, was damals aber möglich war, erzählt. Jeder Tag meldete neue Einbrüche und Schreckenstaten der Räuber. Sie erlangten eine Wichtigkeit, daß man über sie fast die wichtigsten politischen Ereignisse übersah.

Ein frisches Räuberstücklein wurde in allen Wirtshäusern

und Familienkreisen mit größerer Lebhaftigkeit besprochen, als wenn die Österreicher wieder eine Niederlage erlitten hatten oder ein französisches Heer über den Rhein marschiert war.

Man kann es durchaus den Leuten nicht übel nehmen. Die Räuber bedrohten ihr Nächstes: ihr Leben, ihr Eigentum. Keiner war sicher, daß nicht schon in der nächsten Nacht sein Haus geplündert, er und seine Familie auf das Gräßlichste mißhandelt oder gar getötet wurden. Man dankte jedesmal Gott, wenn wieder eine Nacht glücklich vorübergegangen oder wenn man unangefochten von einer Reise in den Schoß seiner Familie zurückgekehrt war.

In diesen unruhigen Zeiten, da der blutige Bosbeck, der grausame Picard, der leichtsinnige Damian Hessel, genannt das Studentchen, der kühne Feker und der gewandte Schinderhannes die beiden Ufer des Mittel- und Niederrheins brandschatzten und in Schrecken setzten, stand eines Nachmittags im Januar eine kleine Reisegesellschaft auf einer mit Gebüsch bewaldeten Anhöhe des Taunus, von wo man den letzten Blick nach einem tief unten liegenden, reizenden Tale hatte und beratschlagte, ob sie ihren Marsch in die weit vor ihnen sich ausdehnenden Waldungen fortsetzen oder zurückkehren sollten.

„Ich gehe keinen Schritt weiter,“ sagte der alte Förster Kraft, den durch die Anstrengungen des Bergsteigens hervorgetretenen Schweiß von der Stirn abwischend und seine schwere Büchse, die er an einem Lederriemen trug, vor sich hinstellend, „und wenn mein Rat etwas gilt, kehrt auch du Oswald samt dem Peter wieder um und läßt dich von den weißen Tüchern, die sie drunten im Pfarrhause schwenken, wieder heimwinken.“

Der alte Gemeindeförster war eine kurze, stämmige Gestalt mit wetterharten Zügen, in denen aber zugleich etwas Wichtigtuendes und Selbstbewußtes lag. Er redete gern und oft, und wenn er sprach, geschah es mit großer Weitläufigkeit und Würde. Dann streckte er sein fleischiges Kinn, den Kopf nach dem Nacken zurückbiegend, in die Höhe, zog seinen breiten Mund

zu einer ansehnlichen Schnauze zusammen und ließ, ehe die Worte kamen, den Zuhörer etliche Sekunden in Spannung, was jetzt kommen würde. Hatte er aber gesprochen, so mußte man schweigen oder zustimmen. Widerspruch vertrug er nicht. Darüber konnte er stundenlang grübeln und brummen. Es mußte heraus, was ihm im Magen wurmte. „Ich habe es dem Herrn Pfarrer den Morgen schon gesagt, daß es heute noch Sturm und Regen gibt, aber er glaubte es nicht, weil die Sonne schien. Als wenn es sich mit dem Sonnenschein nicht wie Handumdrehen ändern könnte. Allein was versteht so ein Gelehrter von Wind und Wetter. Darüber kann man die dicken Folianten nicht nachschlagen. Jetzt sehet selbst, ob ich nicht recht hatte. Hat sich der Wind nicht nach Südwest umgedreht? Und höret ihr nicht, wie es drüben im Lahntal kocht und braust? Ehe zwanzig Minuten vergehen, haben wir das grausamste Unwetter.“

„Ich möchte wissen, was der Pfarrer nur dabei hat, daß wir noch ein paar Stunden vor Dunkelwerden durch die ungeheuren Waldungen mitten im Regen und Wind nach Würges laufen sollen. Nicht als ob wir nicht gut aufgehoben wären in der Post zu Würges bei der munteren Frau Obers, aber ist morgen nicht auch noch ein Tag? Liegt Idstein so außer der Welt, daß man noch einmal unterwegs übernachten müßte, um es zu erreichen? Die fünf oder sechs Stunden Weges Entfernung gehen wir morgen früh, wenn wir zeitig aufbrechen bis zum Mittagessen, und dann können wir ganz gemächlich dem Rektor der lateinischen Schule unsere Aufwartung machen und für den jungen Herrn ein passendes Logis aussuchen.“

„Ich habe es dem Pfarrer so deutlich wie möglich gemacht, aber wenn so ein gelehrter Herr sich etwas in den Kopf gesetzt hat, muß es gehen und wenn es noch so verkehrt ist.“

„Nun, um das Wetter würde ich mich persönlich so sehr nicht kümmern. Man ist es ja gewöhnt, einmal naß zu werden. Wenn nur der weite unheimliche Wald nicht wäre! Und hier ist

etwas, ein Zeichen ganz frisch mit dem Stock in den Weg gekrast, das mir durchaus nicht gefallen will." Er schüttelte höchst bedenklich den Kopf. „Einer, der es wissen konnte, hat mir das Ding einmal ausgelegt. Das ist ein noch keine Stunde alter Räuber-Zinken. Es sind Räuber im Wald!"

„Räuber?" fragte Peter, der Pfarrknecht, der das Gepäck trug, mit unsicherer Stimme. „Dann bin ich auch für die Umkehr. Da könnte ja ein Unglück geschehen."

„Wenn niemand mitgeht, so gehe ich allein weiter," sagte das junge Bürschchen, das vorhin der Förster mit „Oswald" angeredet hatte. Er war etwa vierzehn Jahre alt. Sein schönes, sanftes Gesicht hatte aber noch völlig kindliche Züge, und seine Stimme klang knabenhaft hell.

„Du Knabe willst gehen, wo Männer sich fürchten?" fragte der Förster, den Kopf tief im Nacken und den breiten Mund tief zusammengezogen.

„Wenn er gesagt hat, daß er gehen will, dann tut er es auch", meinte Peter. „Dafür kenne ich ihn."

„Ich habe es meinem Pflegevater versprochen, zu gehen, und was man versprochen hat, muß man auch halten. Ich verlasse mich auf den Schutz Gottes, der mächtiger ist, als die Bosheit dieser Bösewichter. Heißt es nicht im Psalm 23: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Thal, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich."?

„Es heißt aber auch Sirach 3, 27 und 28: „Wer sich gern in Gefahr begibt, der verdirbt darin und einem vermessenen Menschen geht's zuletzt übel aus," sagte der bibelfeste Förster mit zugespitztem Munde.

„Es ist weder Übermut, noch Vermessenheit, die mich treibt," erwiderte Oswald, das ganze Gesicht mit einer gewissen Trauer umschattet, „sondern das sonderbare Geheimnis, das mich umschwebt. Förster Kraft, Ihr kennt ja schon lange das Geheimnis meines Daseins. Ich habe es lange nicht gewußt. Mir hat es mein Pflegevater erst an meinem Konfirmations-

tage geoffenbart.“ „Wenn es einer kennt, dann bin ich es,“ sagte der Förster mit der ganzen Wichtigkeit seines Wesens. „Ich erinnere mich noch des Tages wie heute. Es war anfangs der neunziger Jahre um Johanni herum, da kam der Pfarrer zu mir und fragte mich, wo der junge Schlag in dem Walddistrikt Stoßert sei, man hätte ihn in einem fein geschriebenen Briefe um Gottes Barmherzigkeit willen gebeten, dorthin zu kommen und in christlicher Liebe zu übernehmen, was ihm dort entgegen gebracht würde. Er könne dadurch eine Seele vom ewigen Verderben retten.“

„Ich riet ihm ab, da ihm vielleicht ein Hinterhalt konnte gelegt sein. Allein man hatte unsern Pfarrer an der rechten Seite angepackt. Ihn hätten keine zehn Pferde zurückgehalten.“

„Als ich ihn so entschlossen sah, konnte ich ehrenhalber nicht zurückbleiben, obwohl ich offen gestanden keinen allzugroßen Zug empfand. Gute Waffen und Vorsicht sind übrigens bei solchen Gelegenheiten höchst nützlich. Ich ging mit gespannter Flinte und frischem Pulver auf der Pfanne vor dem Pfarrer her. So durchdrangen wir das Dickicht, ohne auf irgend etwas Verdächtiges zu stoßen. Plötzlich aber gewahrten wir fast gleichzeitig in der Walddichtung vor uns einen etwa dreijährigen Knaben, der weinend auf uns zugelaufen kam, als er uns sah. Es war ihm Angst geworden in der Einsamkeit.“

„Das Bürschlein war gekleidet wie ein junger Graf. Es trug ein blauseidenes Röcklein, sammetne Höslein und silberne Schnallen auf seinen Schuhen. In seinen Händen hielt es eine schwere Rolle mit Goldstücken und ein beschriebenes Blatt. Auf dem Blatt stand nur wenig: „Gott lohne es Euch, was Ihr an dem Kinde tut. Es ist noch nicht getauft, stammt aber von christlichen Eltern. „Wenn Ihr es tauft, gebet ihm den Namen „Oswald“, sintemalen es „aus dem Walde“ kommt. Das Gold behaltet. Erzieheth aber das Kind zu einem guten Menschen. Die Buchstaben, welche ihm auf die Brust eingeprägt sind, haben nichts zu bedeuten. Sie sollen nur zur Wiedererkennung dienen.“

„Was ein Christenmensch tun kann, hat der Herr Pfarrer getan. Alles, was wahr ist! Das Gold liegt noch unberührt in der Schublade, und soll das dein Erbteil sein, mein Sohn, ich weiß es. Und wie der gute Mann dich damals auf seinen eigenen Armen heimgetragen hat, hat er dich bis hierher auf seinem liebenden Herzen getragen, als wärest du sein eigen Fleisch und Blut und hat dir reichlich Vater und Mutter ersetzt.“

„Ich habe während der Zeit, daß der Herr Pfarrer dich heimtrug, das ganze Revier durchsucht, aber nichts finden können, was auf eine Spur hinführte, und man hat auch seitdem nichts wieder gehört.“

„Doch, Förster Kraft!“ sagte Oswald, nachdem er die Tränen, die bei der Erzählung des redseligen Alten ihm unwillkürlich in die Augen gekommen, abgewischt hatte. „Heute morgen ist ein Brief, von derselben Hand geschrieben, die auch das erste Blatt geschrieben hat, meinem Pflegevater durch die „narrige Lieselene“ gebracht worden. Von wem die Frau den Brief hatte, wußte sie nicht anzugeben. Ein unbekannter Herr hätte sie um die Besorgung gebeten, sagte sie. In demselben aber steht geschrieben: „Man solle mich unverzüglich in die lateinische Schule in Idstein schicken und ja keinen Augenblick zaudern. Ich dürfe die Nacht nicht mehr im Pfarrhaus schlafen. Mir drohe eine Gefahr, die größer sei, als Lebensgefahr.“

„Das ist der Grund unserer übereilten Reise, Förster. Warum Euch mein Pflegevater den Grund nicht zu Hause schon gesagt hat, weiß ich nicht. Er meinte, es wäre besser, wenn ich ihn Euch erst unterwegs mitteilte. Am liebsten wäre er selbst mitgegangen, aber sein altes Gebreche ließ es nicht zu. Da hat er denn Euch mir als Begleiter ausgesucht, als den alleinigen Mann in der Gemeinde, der mit der Flinte umzugehen wüßte.“

„Hm, hm!“ brummte der Förster, „der Pfarrer fürchtete, ich würde die Geschichte im Dorfe ausplaudern. Aber mit der Flinte — das ist richtig.“

„Aber nun vorwärts!“ rief ungeduldig der Knabe. Jetzt wißt ihr ja, Förster, daß es keine Vermessenheit war, noch heute die Reise zu unternehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß Räuber im Wald wären. Also vorwärts! Ich wenigstens gehe ganz gewiß. Wir haben schon zu lange gesäumt. Das Wetter zieht bereits heran.“

„Ja, ihr habt schon zu lange gesäumt! Die Gefahr ist näher, als ihr glaubt. Laufet, eilet, ehe es zu spät wird!“ rief plötzlich eine Stimme im Rücken der Reisenden und hinter einem Busche, wo sie augenscheinlich die ganze Unterredung mit angehört hatte, trat ein etwas phantastisch gekleidetes Weibsbild hervor, deren hoher stattlicher Wuchs und feines Gesicht noch Spuren früherer großer Schönheit an sich trug.

Alle fuhren höchst erschrocken herum, aber als sie sonst niemand als eine ihnen bekannte Frau gewahrten, sagten von ihrem Schrecken sich erholend Peter und der Förster fast gleichzeitig: „Ach, nur die „narrige Lieselene.“ „Ja nur die „narrige Lieselene,“ spottete diese. Da könnet ihr wieder Mut fassen, ihr Hasenfüße, die ihr vor jedem Busche euch entsetzt. Hätte ich mir ein wenig mein Gesicht geschwärzt, ihr wäret gelaufen, so weit euch nur die Beine getragen hätten. Setzt doch Hauben auf! denn Männer seid ihr nicht. Der Bube hat dreimal mehr Courage, wie ihr beide zusammen. O die alten Esel, weil vielleicht ein wenig Raubgesindel des Weges gezogen ist, wollen sie den zarten Knaben allein in Wetter und Wald hineinschicken und sich daheim unter die Bettdecke verkriechen, damit sie nicht mit Haut und Haar aufgefressen würden.“

„Wer hätte das von dem großhansigen Förster gedacht? Ich möchte nur wissen, warum er ein geladenes Gewehr mit sich herumschleppt. Die Mühe könnet Ihr Euch füglich sparen. Vergrabt es doch, sobald Ihr heim kommt, so tief, wie Ihr könnt. Es könnte einmal von selbst los gehen und ein Unglück anrichten.“

„Wenn wir dein Mundwerk hätten,“ meinte der Pfarrknecht, „dann brauchten wir keine Flinte.“

Derweilen hatte der Förster den Mund gespitzt und sein Kinn hervorgestreckt und begann nun: „Unnützes Weibsbild, was hast du im Wald herumzukriechen und dich in ehrlicher Leute Angelegenheit zu mischen. Wenn du mir noch einmal so in den Weg läufst, werde ich dem Büttel ins Amt greifen und dir zeigen, wozu wenigstens der Ladstoß an meiner Flinte tauglich ist. Natürlich so herumstreichendes Volk wie du, wo man nie recht weiß, wie man damit daran ist, braucht keine Angst vor den Räubern zu haben. Wir hätten übrigens den Buben nicht im Stiche gelassen, entweder wären wir alle drei wieder heim oder alle drei weiter gegangen. Doch du bist mir zu gering für solche Auseinandersetzungen. Marsch vorwärts! Es ist wahr, wir haben schon zu viel gesäumt.“

„Wartet einen Augenblick. Ich will euch zu eurer Beruhigung noch beweisen, daß keine Räuber im Wald sind, sonst könnte euch doch noch einmal Lust zur Umkehr kommen!“ sagte Lieselene. „Hier betrachtet den Räuberzinken, der euch vorhin so erschreckt hat. Diese drei Haken oberhalb des Striches bedeuten drei Männer, diese zwei Haken unterhalb des Striches sind Weiber und die drei Nullen sind Kinder. Es sind demnach zwei Familien mit drei Kindern und ein lediger Mann hier des Weges gezogen, allein nicht den Weg, den ihr geht, sondern dort hinaus, wohin hier der Pfeil zeigt.“

„Nach der Fuchsen- und Hasen-Mühle,“ murmelte der Knecht.

Lieselene nickte stumm und sagte: „Aber schon gestern. Ihr seht also, daß ihr nicht wieder retour zu laufen braucht, wenn allenfalls auf eurem Wege ein Hase hinter dem Busche sitzt.“

Lieselene entfernte sich höhnisch lachend. Aber der Förster fluchte und schimpfte noch eine gute Stunde lang über die vermaledeite Hexe, die ehrliche Leute spotten wollte. Er war übrigens im Grunde froh über die Gewißheit, nicht auf Räuber

zu stoßen. Denn bei aller Überzeugung von seinem Heldenmut war er doch ein sehr vorsichtiger Held.

Lieselene hatte sich nur zum Scheine entfernt. Hinter Strauchwerk verborgen schaute sie dem dahinschreitenden Knaben nach mit Augen, in denen sich zugleich auf eine merkwürdige Weise Liebe und ein tiefer Schmerz spiegelte. Als aber der letzte Schimmer seiner schlanken Gestalt hinter den öden Bäumen verschwunden war, und sie nur in den trostlosen Winterwald hineinstarrte, dessen leblose Stämme und dürres laubloses Geäste ihr wie lauter Säрге und klapperndes Totengebein vorkam, schauerte sie in sich zusammen und begann leidenschaftlich zu schluchzen.

„Nun bist du auch hin“, klagte sie, „meiner Augen Lust, meines Lebens Sonne. Jetzt wird es dunkel um mich wie im Grab — ja Grab!“ wiederholte sie nachdenklich, als durchfröstele sie eine Todesahnung — „Grab? Warum nicht? Er ist ein Mörder.“

Mit dem Wort „Er“ mußte ein anderer Gedankenkreis in ihren Sinn gekommen sein. Sie sprang plötzlich auf, brachte ihre Kleider und Haare in bessere Ordnung und begab sich an den Räuberzinken, wo sie eine Art Wappen, von einem Pfeil durchbohrt, studierte. Der alte Förster hatte diesen Teil des Zinkens nicht bemerkt, und sie hatte es nicht für nötig erachtet, ihn darauf aufmerksam zu machen. Aber auf der nackten Brust des Knaben, der vorhin dort gestanden hatte, hätte ein Kundiger dasselbe Wappenzeichen finden können.

„So ist also meine Ahnung richtig. Er hat mir die Botschaft geschickt,“ murmelte das abenteuerliche Frauenzimmer, das sie „Lieselene“ nannten. Dann fing sie an, die Hände zu ringen und schmerzlich zu weinen. „Ach Gott, wer einmal Schuld auf sich geladen und dem Laster die Hand gereicht hat, den hält es wie mit eisernen Klammern fest und zieht ihn immer wieder trotz alles Kämpfens und Widerstrebens in seinen Strudel hinein.“

Sie warf einen trauernden Blick in das Thal, das eben der letzte Sonnenblick beleuchtete, bevor die aus Südwest heranziehende, finstere Regenwolke ihn verschlang.

So fremdartig sie aussah, dort unten das friedliche Dörfchen war ihre Heimat. Dort unter den zahlreichen Obstbäumen, auf den herrlichen Wiesen, die der breite Weil-Bach durchströmte, waren die Spielplätze ihrer unschuldsvollen Kindheit gewesen. Dort in das altertümliche Pfarrhaus, das stattlich neben der Kirche und dem mit dunklen Tannen bepflanzten Kirchhofe dalag, war sie zu dem guten Pfarrer in die Konfirmandenstunde gegangen. Er hatte mit so linden, sanften Worten ihr alle die göttlichen Wahrheiten in das Herz hineingeredet. Aber wie wenig hatte ihr leichtsinniges Blut darnach gefragt.

Noch ein ganz junges Ding war sie mit einem ausgedienten Soldaten, der sich in der Gegend herumtrieb, auf und davon gegangen und hatte ihren braven Eltern die Schande und den Kummer zurückgelassen. Als sie dann nach Jahren an Leib und Seele gebrochen heimkehrte, stand das elterliche Häuschen leer, Vater und Mutter schliefen auf dem Kirchhofe.

Sie nahm Besitz von dem Häuschen, das, abseits auf dem Bergabhang gelegen, von einem kleinen Gärtchen umgeben war und saß nun dort einsam und sann und redete mit sich selbst, denn die Menschen redeten nicht mit ihr.

Manchmal ergriff sie wieder unwiderstehlich die alte Wanderlust. Dann wanderte sie tagelang umher. War aber die Wanderlust gestillt, saß sie wieder Wochen und Monate lang und sann, spann und redete mit sich selbst.

Der Sonnenblick war längst verschwunden; der Wind brauste durch das Gesträuch und ein dichter Sprühregen hüllte Wald und Thal in Nebel, aber noch immer starrte Lieselene in Gedanken verloren in die Tiefe. Da ertönte plötzlich zu ihrer Linken ein täuschend nachgemachter Eulenschrei.

„Er ist da“, murmelte sie heftig erschrocken. Hierauf ließ

sie einen ähnlichen Schrei erschallen und ging auf die Stätte zu, woher sie den Schrei vernommen hatte.

Ihr trat ein bürgerlich gut gekleideter Mann entgegen, dessen Äußeres nirgends Verdacht oder Anstoß erregt hätte. Sein starker, schwarzer Backenbart war gut gepflegt und das Haupthaar in einen schlichten Zopf gewunden. Sein feiner, langschößiger Rock mit hohem Halskragen, seine kurzen Kniehosen und Schnallenschuhe entsprachen ganz der Mode der Zeit. Auch in seinem Gesichte hätte niemand etwas Besonderes zu entdecken vermocht. Es war ein breites, echt deutsches, vom Wetter gebräuntes Gesicht, aus dem einem ein Paar schwarze lebenslustige Augen entgegenlachten. Dennoch war dieser Mann, der mit Lieselene sehr vertraut und bekannt erschien, einer der gefährlichsten und gewandtesten Räuber seiner Zeit. Er hieß Johannes Müller oder Daumen, wegen eines steifen Daumens an der linken Hand, und war aus dem Elsaß gebürtig. Sein Name ist nicht besonders bekannt und volkstümlich geworden etwa wie der Name des Schinderhannes und anderer, allein selbst der stolze Feser und der prahlerische Damian Hessel haben in ihren Bekenntnissen die höhere Meisterschaft und Erfahrung des Johannes Müller anerkannt. Vielleicht war das schon ein Zeichen seiner größeren Klugheit, daß er nicht nach Berühmtheit rang. Denn jene Räuber wußten recht gut, sobald einmal ihr Name auf jedermanns Zunge schwebte, war es mit ihrer Sicherheit vorbei, und ihre Stunden waren gezählt.

Müller's schwarzes Auge leuchtete vor Wut, da er die Lieselene allein auf sich zukommen sah.

„Wo hast du den Buben, den Oswald, Lene? Hast du meine Botschaft nicht erhalten?“ fragte er barsch.

Lieselene's sonst bleiche Wangen hatte die Aufregung hoch gerötet. Denn vor ihr stand der Verführer ihrer Jugend und ihr angetrauter Ehemann, aber zugleich der schlimmste Verbrecher unter all den Räubern und Mördern der ganzen Bande,

und sie wollte unbewaffnet mit demselben in dieser Stunde einen Kampf auf Leben und Tod kämpfen.

Ihre dunklen Augen sprühten Feuer, als sie erwiderte: „Deine Botschaft habe ich erhalten, aber nie und nimmer erhältst du den Buben. Er soll ein braver Mensch werden und nicht ein Räuber und Mörder wie du.“

Müller lächelte spöttisch und überlegen zu dem Gebaren seines früheren Weibes und sagte: „Du hast wieder eine deiner verrückten Stunden. Hast du je gehört, daß der Sohn eines Kochemer *) Pfarrer oder ein Heiliger geworden ist. Ein Sohn eines Kochemer muß wieder Kochemer werden. Er kann nie solch' armes, elendes Leben führen wie ein Wittscher. Der muß die wittischen Leute schinden, plagen, berauben und betrügen. Das liegt schon im Blut. Ich habe dir damals den Willen getan, als du den Buben bei dem Pfarrer unterbringen wolltest. Denn ein bißchen Latein und Griechisch und ein wenig Christentum kann einem Kochemer nicht schaden. Das merkt man an dem Damian Hessel, dem Studentchen, der war schon zum katholischen Priester bestimmt und ist einer der Ersten unter uns geworden. Aber jetzt hat der Spaß ein Ende, wenn der Bube nicht versauern soll. Er ist vierzehn Jahre alt und kann in die Chawrusse (in die Gesellschaft, Gemeinschaft) eintreten.

Lene sei vernünftig und hole den Buben unter irgend einem Vorwand aus dem Dorfe herauf. Ich will hier warten. Denn ich bin begierig, ihn zu sehen. Er kann heute nacht sein erstes Probestück ablegen.“

Bei den letzten Worten hatte Müller seine Hand Lieselene wie überredend auf den Arm gelegt. Aber diese rief mit Grausen: „Rühre mich nicht an! denn deine Hände triefen von

*) Der Gauner und Räuber nennt sich selbst am liebsten Kochemer (Hebräisch) „kundig“, „weise“, im Vollgefühl seiner Überlegenheit, seiner Menschenkenntnis, Kunstfertigkeit und seines Mutes. Alle Nichträuber sind die Dummköpfe oder die „Wittscher“ oder die „wittischen Leute“.

Menschnblut. Warum trägst du heute keine Handschuhe, die du doch sonst anhast, damit die Menschheit die Zeugen deiner Schandtaten, „den steifen Daumen und den abgebissenen Finger“ nicht sieht?“

Beide Schäden hatte der Räuber bei einem Einbruche erhalten, wo Weiber und Kinder um's Leben gekommen waren.

Aus den Augen des Müllers sprühte Mord und Verderben. Jeder andere wäre entsetzt geflohen, aber das Weib trat ihm mutig näher.

„Morde mich nur, du Weiber- und Kindermörder, denn du kannst nicht anders! Meine Seele hast du gemordet, morde nun auch das arme, öde, leere Gefäß des Leibes. Aber das Kind sollst du nicht unglücklich machen an Leib und Seele, das schwöre ich dir, so wahr du in die Hölle kommst.“

„Weib, du bist wahnwitzig“, sagte Müller. „Das ist ja lauter verworrenes Gerede, das du sprichst. Wenn du mir das Kind nicht bringen willst, hole ich es mir einfach selbst. Wenn dabei dem Pfaffen das Haus über dem Kopf angeht, so kommt das auf deine Rechnung.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Lieselene wirklich fast in wahnsinniger Weise. „Ich wußte es, daß es so kommen würde und habe den Buben beizeiten entfernt. Suche ihn doch, ob du ihn findest.“

„Weib, sage mir, wo du ihn hast!“ rief der Räuber mit der heiseren Stimme eines blutdürstigen Raubtieres, „oder ich vergreife mich an dir.“

Er zog bei diesen Worten ein langes scharfes Messer hervor.

„Nie, nie, nie!“ rief das Weib. „Ich verrate nicht unschuldig Blut in deine seelenmörderischen Hände. Ich sterbe lieber für das Kind. Diese Sünde lade ich nicht auf mich. Gott mag mir wegen meiner anderen Sünden gnädig sein.“

„So stirb,“ schrie der Räuber, seiner Sinne nicht mehr mächtig und stieß ihr das Messer in die Brust.

Mit einem lauten Schrei sank die Unglückliche zu Boden. „Er ist gar nicht“ Sie wollte noch etwas sagen, aber ihre bleichen Lippen schlossen sich.

Mit Grauen sah Müller die Geliebte seiner Jugend vor sich im Blute schwimmen. In seinen Ohren gellte es „Weiber- und Kindermörder.“ Entsetzen packte ihn. Mit Grausen entfloh er der Stätte seiner Schandtat.

II.

Ein Räuberkonvent.

Der Taunus hat noch viel Wald, besonders aber Buchen- und Eichenwald. So sind in fröhlicher Sommerzeit die Gebirgskämme und Höhenzüge längs des Main- und Rheingaus und die steilen Ufer der Lahn mit einem weiten, herrlichen, grünen Laubmantel bekleidet, der unter den gesegneten Tälern und Ebenen zugleich Schutz, Wasserreichtum, frische, kräftige Luft und einen malerischen Hintergrund gewährt. Allein der Wald hält sich nicht bloß einsam auf unwirtbarer Höhe; er läuft auch die Abhänge hinunter zu den Dörfern und Städten, dort bald ein blumiges Wiesental liebevoll umarmend, bald eine reiche Landschaft, wo zahlreiche Kirchtürme und zwischen blühenden Obstgärten bunte Häuser hervorblicken, schmückend und bekränzend, bald sich in eine enge Schlucht hineindrängend und die felsigen Seitenwände bedeckend bis hinunter, wo im dunkeln Grunde das wilde Wasser über Steinblöcke schäumt, und noch ein einsames Mühlchen klappert.

Unsere Erzählung führt uns in eine solche tiefe Waldschlucht.

Einige Stunden westlich vom Feldberg, recht mitten im wilden Gebirge drein, nicht weit von dem alten Römergraben und den letzten Spuren einer alten Heidenburg, lagen und liegen auch jetzt wohl noch, wie von Gott und den Menschen verlassen, in der bewaldeten Tiefe zwei hungrige Mühlchen dicht nebeneinander. Man nennt sie die Fuchs- und Hasenmühle. Der Name hatte insofern Wahrheit, als allerdings die Wildnis eher zum Wohnplatz für Hasen und Füchse, als für Menschen geschaffen schien.

Nur die Wasser, die sich dort rasch und rauschend das Gebirge hinunter dem Main zu stürzen und leicht ein Mühlrad treiben, konnten zum Anbau verführt haben. Jedenfalls ist auch die Gegend früher bewohnter gewesen. Man weiß wenigstens noch von einem Kloster, das in der Nähe gestanden hat, und verschiedenen, untergegangenen Dörfern. Allein seit der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges hat sich der Wohlstand nicht wieder zu erheben vermocht. Und wie in den Dörfern oft nichts zum Beißen unter die Zähne kam, so kam auch nichts zum Mahlen unter die Mühlsteine. Die Mühlchen sahen jeden Tag dürrer, verfallener, trostloser aus, gerade wie die ausgehungerten, griesgrämigen Gesichter der Bewohner und das schmale Säcklein, das der magere Esel ab und zu in die benachbarten Dörfchen trug.

Da tat sich eine neue Erwerbsquelle auf, wonach man mit beiden Händen griff. Es war zwar eine unreine Erwerbsquelle, aber die Greuel und das Elend der fortwährenden Kriege hatten in vielen beschränkten Köpfen die sittlichen Begriffe so verwirrt, daß sie kaum noch ein Unrecht in dem erblickten, was das reine Verbrechen war.

Die Fuchs- und Hasenmühle wurden weit berühmte Diebs- und Gauner-Herbergen oder „Kochener-Pennen.“

Es vereinigte sich in den Mühlchen manches, was sie bei Gaunern und Räubern besonders beliebt machen mußte.

Einmal waren sie für Diebereien aller Art sehr gelegen. Denn kaum eine Stunde aufwärts zog sich mitten durch dichten Wald und öde Haide die sehr belebte Kölner- und Hochstraße, die damals noch den ganzen Verkehr zu Lande zwischen Köln und Frankfurt vermittelte. Ebenso brauchte man nur wenige Stunden, um südlich das reiche Maingau bis Frankfurt hin und nördlich den gesegneten „goldenen Grund“ zu erreichen, der sich bis Limburg ausdehnte.

Auf der anderen Seite gab es aber auch kaum einen vor-
trefflicheren Schlupfwinkel nach dem Raub. Die Verfolger

wagten sich nur selten an den verrufenen unheimlichen Ort und selbst wenn sie es wagten, half es sie nicht viel.

Jede der Mühlen gehörte einem andern Landesherrn an. Die eine war kurmainzisch, die andere nassauisch. Der Bach bildete die Grenze.

Kam nun die Exekution von Mainz, so flüchteten die Räuber in die nassauische Mühle, kam dagegen dieselbe aus Nassau, flüchteten sie in die mainzische Mühle und mußte das Militär, das ohne höhere Erlaubnis die Grenze nicht überschreiten durfte, mit langer Nase abziehen; bis jedoch die mainzischen und nassauischen Beamten sich zu einem gemeinsamen Angriff entschlossen hatten, waren die Verfolgten weit über alle Berge.

Diese Diebsherbergen oder Kochemerpennen waren aber die echten Brutnester der Gaunerei. Wenn die Gauner nicht allerorten vertraute oder „platte“ Leute, Helfershelfer und Zufluchtsstätten gefunden hätten, sie wären nie zu solcher Ausbreitung und Bedeutung gelangt. Allein auf dem Lande sahen sich auch wider Willen fast alle abgelegenen Mühlen und Höfe durch Not und Furcht gezwungen, Kochemerpennen zu werden. Ging doch die Furcht so weit, daß einst zwei Dörfer um den Aufenthalt des Schinderhannes wußten, aber niemand wagte den Räuber den suchenden Gendarmen zu verraten. In den Städten und Flecken konnte man fast sicher alle verrufenen Kneipen und Judenhäuser zu den Kochemerpennen zählen, wie denn die Juden überhaupt hauptsächlich die Helfershelfer bildeten. Sie spielten vor dem Raub die „Baldower,“ d. h. Aufkundschafter und Anbringer von Diebsgelegenheiten und nach dem Raub die „Scherfenspieler“ d. h. die Käufer der gestohlenen Waren und hatten vor, bei und nach dem Raub ihren Vorteil.

Der Räuber Feker erzählte bei seinen Geständnissen, daß er selten fehl gegangen sei, indem er in jedem Judenhaus eine Kochemerpenna gesehen hätte, und es seien deren so viel gewesen,

daß der reisende Kochemer jede Nacht in einem vertrauten Hause hätte schlafen können.

An demselben Tage, wo Oswald seine Reise zum Eintritt in die lateinische Schule in Idstein antrat und das blutige Zusammentreffen von Johannes Müller, dem Daumen, und der Lieselene geschah, fand eine Zusammenkunft der Räuber auf der Fuchs- und Hasenmühle statt, die in ihrer Art nicht ohne eine gewisse Wichtigkeit und Bedeutung war.

Die Bande des Schinderhannes erschien hier zum ersten Mal mit der Neuwieder Bande zu einer gemeinsamen Unternehmung vereinigt. Man hatte sich die Hand gereicht, um die Kaiserliche Post in Würges auszurauben. Es war diese Vereinigung zweier sonst getrennt wirkender Banden zu einem schwierigen Raub ein neues, kühnes Wagnis im Räuberwesen, dessen Folgen unberechenbar sein mochten. Aber auch, woran vielleicht niemand so leicht dachte, es war diese Vereinigung auch eine besondere Ehre für den Schinderhannes.

Des Schinderhannes Name ist wohl sehr berüchtigt, allein an Räubergenie, Unternehmungsgeist, Gewandtheit, Energie und Gefährlichkeit kam er bei weitem den Neuwiedern nicht gleich. Er war der reine Freibeuter, während diese rücksichtslose Kühnheit mit berechnender Kunst paarten.

Sie bildeten bei ihren ungeheuren Erfolgen und Reichtümern gleichsam die Vornehmen, die Aristokratie in der Räuberwelt. Eigentliche Führer hatten sie nicht, blieben auch nicht wie die Bande des Schinderhannes stets vereinigt, sondern zerstreuten sich nach jedem Raub und galten, da sie immer ihre Unternehmung in die Ferne, wo sie unbekannt waren, verlegten, an ihrem Wohnort für unbescholtene Leute. Natürlich ragten einzelne Persönlichkeiten hervor wie Feser, Picard, Damian Hessel, Johannes Müller der Daumen, Adolph Weyers, Schiemann, Engländer, Hampel-hol-mich und andere, aber jeder einzelne der ganzen Bande war zum Anführer geschickt genug und war es auch hier und da schon gewesen.

Schon ihr äußeres Auftreten zeichnete sie aus. Sie waren sämtlich gut gekleidet und stellten wie Johannes Müller, der Daumen, bürgerliche Ehrenmänner auf Reisen vor, während dagegen die Bande des Schinderhannes mehr oder weniger echten Buschleppern und Strauchmördern glich. Bei ihnen prägte sich die achtlose Willkür, mit der sie die Schranken des Gesetzes und der Sitte durchbrachen, auch in Toilette und Kleidung aus, und wenn ihr Hauptmann Schinderhannes, der mit seiner schönen, kräftigen Gestalt, seinem hohen Wuchs, seinem jugendlich hübschen Gesichte und seiner malerisch knappen Jägerkleidung die hervorragendste Erscheinung unter allen bildete, nicht gewesen wäre, man hätte nicht gewußt, wie solche wilde Kerls in so noble Gesellschaft kämen.

Das Stübchen, in welchem die Räuber in der Hasenmühle saßen, war eng, düster und nach der Seite, wohin das Häuschen neigte, bedenklich abschüssig, aber an Getränken und Speisen fehlte es nicht. Mehrere dickbäuchige, steinerne Krüge mit Wein und Brantwein standen auf dem sich durch das ganze Zimmerchen hinziehenden langen Tisch, und wurde deren Inhalt in mehreren Gläsern fleißig herumgereicht. Ein abgekochter, gewürziger Schinken prangte zu jedermanns Benützung auf einer flachen irdenen Schüssel und daneben ein scharf geschliffenes Messer und Brot. Gebackene Eier wurden dagegen auf einem blechernen Kuchenwender noch fortwährend aufgetragen. Für die anwesenden Juden gab es besonderes „koscheres“ Brot und besonders gebackene Eier.

Die Bedienung besorgte der Müller, eine knochige Gestalt mit griesgrämigem, mürrischem Gesicht und eine stämmige Dirne, deren derbe Fäuste es mit jedem der Räuber leicht aufgenommen hätten.

Das Gespräch der Räuber wurde durch die genossenen Getränke immer lebhafter. Besonders Schinderhannes, der von Natur mehr ein lustiger Bruder, als ein bösertiger Mordgeselle war, führte das Wort. Er erzählte laut lachend unter

großem Beifall der Genossen seine wilden Schwänke, die ihn überall so bekannt gemacht haben.

„Halt noch eines! Das müßet ihr hören“, rief er und so begann er auch schon: „Eines Tages, da Kreuznacher Markt war, und ich den Marktleuten den Bündel und die Beutel ein wenig leichter zu machen gedachte, aus dem alleinigen Grunde, damit sie auf dem Heimwege nicht so schwer zu tragen hätten, saß ich auf einem Felsen bei Waldbeklem an der Nahe. Das war ein Plätzchen so kostbar, wie es sich nur ein Zollbeamter auszuwählen vermochte, damit ihm niemand entgehen könnte. Auf der einen Seite des äußerst schmalen Weges lag eine jähe Felswand, auf der andern dagegen brauste wild die hoch angeschwollene Nahe. Da hatte man die schönste Gelegenheit, jeden, der vorüberkam zu fragen: woher? wohin? und wie viel Geld hast du bei dir? Dazu sah ich von der Spitze des Felsens durch mein Perspektiv schon von weitem, ob es sich der Mühe lohnte, jemand anzuhalten.“

Siehe da kommt auf einmal ein Trupp von mindestens dreißig Juden und fünf Bauern daher. Sie hatten sich zusammengetan und die handfesten Bauern mitgenommen, weil sie glaubten, der Schinderhannes würde vor einer solchen Anzahl erschrecken und davonlaufen. Die feigen Schufte sollten sich böse verrechnet haben.

Wir waren nur drei zusammen: Ich, der Blümling hier und der Dallheimer, aber wir waren sofort entschlossen, es mit der ganzen Horde aufzunehmen. Wir wußten, je größer die Zahl, desto ärger würde der Schrecken werden. Und so war es auch. Aber wir warteten hübsch, bis alle miteinander den Engpaß erreicht hatten, dann sprang der „Dallheimer“ hinter einem Busche vor und rief, eine Pistole vorstreckend: „Halt!“ Zu gleicher Zeit erschien oben auf dem Felsen „Blümling“ mit gespanntem Hahne drohend, jeden zusammenzuschießen, der sich von dem Platze rege. Schreckensbleich wandten sie sich sämtlich herum und wollten zurück, aber da trat ich mit scharf geladenem Ge-

wehr ihnen entgegen und donnerte ihnen zu: „Ergebt euch, Schurken! Alle Gegenwehr ist vergebens. Ich bin der Schinderhannes.“

Wenn ein Quentchen Mut in den Kerls gewesen wäre, wir wären verloren gewesen, aber denkt euch, die fünfunddreißig fallen zitternd auf die Knie vor uns drei und bitten um ihr Leben.

Ich hätte mich tot lachen mögen. Der Übermut ergriff mich und ließ mich alle Vorsicht vergessen. Ich gab mein eigen geladenes Gewehr einem jener zitternden Juden, dem Jekuf von Meisenheim, zum Aufheben, während ich selbst einen nach dem andern durchsuchte.

Jetzt kam aber noch ein Hauptspäß. Dallheimer hatte ihnen befohlen, zur besseren Durchsuchung die Schuhe und Stiefel auszutun. Nachdem wir nun ihre sämtliche Barschaft in Händen hatten, warf er die Schuhe und Stiefel auf einen Haufen und rief ihnen zu, es solle sich jetzt jeder seine Schuhe und Stiefel wieder herausuchen. Das hättet ihr mit ansehen und anhören müssen, dieses Zanken, Schimpfen, Schwören, das jetzt erfolgte und zuletzt in eine völlige Prügelei ausartete, denn jeder wollte das Beste haben. „Au weih geschrien!“ hieß es: „Wie soll ich vor Frau und Kind erscheinen mit solchen alten, ausgerissenen und vertretenen Schuhen und hatte ich doch den Morgen angezogen ein Paar funkelnagelneue Stiefel.“ — „Gott gerechter!“ rief ein anderer, „will mich mein leiblicher Bruder betrügen um meine besten Schnallenschuhe, wo sind die Schnallen von reinem Silber?“

In dieser Weise fuhr Schinderhannes noch eine Weile fort und wußte die Stimmen der streitenden Juden so täuschend nachzuahmen, daß seine „Chäwer“ (Freunde, Genossen) sich ausschütten wollten vor Lachen.

Aber nicht alle in der Gesellschaft zeigten sich mit der Schauspielkunst des Schinderhannes, mit der er die Juden darstellte und verhöhnzte, einverstanden. Der viel berühmte

Picard, der gewaltigste Räuber seiner Zeit, der selbst ein Jude war, zog ein schmales, gelbes Gesicht, das von langen schwarzen Haaren und schwarzem Bart umschattet war, zu einer grim-migen Fraze zusammen und schoß wilde Wutblicke aus seinen stechenden schwarzen Augen auf Schinderhannes, auch der rot-bartige und sommerfleckige Meyer Fuchs machte falsche Augen, die nichts Gutes weis sagten.

Da rief plötzlich Damian Hessel, das Studentchen, ein be-sonders kräftiges, aber kaum mittelgroßes Kerlchen mit einer aufgestuhten, weit und frech in die Welt blickenden Nase, nied-riger Stirne und grauen verschmizten Augen, den Schinder-hannes unterbrechend und ihm zutrinkend: „Schinderhannes, hast du schon von den Bocksreitern gehört?“

Er war der Schlaueste und Berechnendste unter den Räu-bern und ihm wäre ein Streit, ehe sie den gemeinsamen beab-sichtigten Raub ausgeführt hatten, höchst unerwünscht gewesen, und er suchte deshalb durch diese Frage die Gesellschaft auf andere Gedanken zu bringen.

Schinderhannes erwiderte: „Bocksreiter? O ja, davon habe ich auch schon gehört. Das waren, wenn ich nicht irre, Kochemer wie wir, die sich nur ein wenig besser mit dem „Gott-seibeius“ selber standen. Der Teufel ist so eine Art Haupt-mann bei ihnen gewesen und hat sie über den blutigen Leichnam eines Ermordeten den Eid der Treue schwören lassen. Sollte ein Diebstahl ausgeführt werden, sammelte er sie in Persona um sich und bezeichnete ihnen den Ort, wo die Gelegenheit war, dann gab er jedem einen zottigen, schwarzen Bock, auf dem er durch die Luft hin- und herreiten konnte. Solch einen schwarzen Bock ließ ich mir schon gefallen, wenn ich auch sonst nichts mit dem Teufel möchte zu tun haben.“

Das Studentchen lachte aus vollem Halse. „Nimm mir es nicht übel, Schinderhannes!“ sagte er. „Aber ich hätte nie ge-glaubt, daß du ein so gläubig Gemüt wärest, dir dieses Spinn-stubenmärchen aufbinden zu lassen. Damit du aber siehst, daß

diese fabelhaften Bocksreiter Menschen von Fleisch und Blut waren, will ich dir sagen, daß ich, der Picard und noch viele andere, die von den früheren Mersener zu den Neuwiedern übergegangen sind, als direkte Abkömmlinge und Nachfolger der alten Bocksreiter gelten können. Ich will dir auch den Teufel nennen, mit dem sie im Bunde standen, das war ihre hohe Kunst und Geschicklichkeit, mit der sie die Spuren ihrer Taten zu verwischen mußten und die Böcke, worauf sie ritten, war die Geschwindigkeit, mit der sie sich von dem Ort des Raubs entfernten. Sie zogen eben nicht wie du, Schinderhannes, mit einer ganzen bewaffneten Bande in Hecken und Wäldern umher, hier ein paar Höckerinnen, dort einen Handelsjuden unnötig erschreckend und das ganze Land aufrührerisch machend, so daß in jeder Zeitung zu lesen ist: Schinderhannes hat wieder das rechte Rheinufer betreten und hat in der Gegend von Idstein, Wiesbaden oder Limburg sein Wesen."

„Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fielen sie ein. Man wußte nicht, woher sie kamen und wohin sie gingen, man wußte nicht einmal, wie alles, was sie taten, geschehen war; man sah eben nur den Raub."

„Weil nun aber alles in der Welt eine Ursache haben muß, man jedoch eine solche Geschicklichkeit einem Menschen nicht zutraute, mußte der Teufel ins Spiel gezogen werden. Und so fing man an von Bocksreitern zu fabulieren. In Wahrheit waren es „jenische Leute“ wie wir, nur von ganz besonderer Meisterschaft und hatten ihren Wohnplatz in Mersen."

„Das Mersen drunten an der holländischen Grenze, nicht weit von Maastricht an der Maas gelegen, ist überhaupt ein geheimnisvoller Ort und für uns „Jenische“ von absonderlicher Bedeutung. Dort hat unsere Kunst, wie sie die Meister Nikol List, Lips Tullian und Cartoucher überliefert hatten, über ein Jahrhundert im Verborgenen geblüht und ist weiter gebildet worden. Dort war, wenn ich so sagen darf, für die „jenischen Leute“ die Hochschule, die Universität."

„Von dort brachen auch in den neunziger Jahren „alle Räuberbanden“ wie die Wittschen sagen, hervor. Die Brabanter, die Holländer, die Mersener, die Krefelder, die Moseler und zuletzt die Neuwieder. Mersener Studenten bildeten den Kern und die Seele der Banden. Sie behielten auch sämtlich die Art der alten Bockstreiter bei: rascher, unvermuteter Angriff und schnelles Verschwinden nach der Tat, nur daß sie nicht mehr wie diese heimlich einstiegen in die Häuser, sondern kühn und gewaltsam nahmen, was sie wollten. Das Heimliche war nicht mehr nötig. Der Umsturz der Zeiten erlaubte das Offene, Freie.“

„Die Professoren an der Universität Mersen waren aber sämtlich Juden, und die ersten kühnen Anführer, die aus Mersen sich erhoben, waren ebenfalls Juden wie hier der Kühnste der Kühnen, unser Picard, der, jetzt kaum dreißig Jahre alt, schon das berühmte Haupt der Niederländer, der Mersener und der Neuwieder gewesen ist und Taten getan hat, dagegen deine lustigen Streiche, Schinderhannes, wie Kindereien sind. Du darfst darum, wenn du mit uns alten Mersener gut Freund bleiben willst, die Juden nicht allzu lächerlich machen. Du kannst noch recht viel von uns lernen. Denn bei all' deinen jetzigen Taten heißt es wie in einem englischen Lustspiel: „Viel Lärm um nichts.“ Dein Name ist wohl sehr gefürchtet und in aller Munde, aber dein Säckel bleibt leer dabei.“

Schinderhannes war ganz betroffen über die Zurechtweisung seines neuen Bundesgenossen. Zornesröte stieg ihm ins Gesicht, und er begann mit einer Pistole zu spielen, die er aus seiner Seitentasche zog. Aber es war nur ein Augenblick, daß er sich Gedanken der Rache hingab. Er war zunächst mehr Prahlhans als ein Held und stand in der persönlichen Tapferkeit weit hinter den waghalsigen Burschen aus Neuwied, dann aber hatte er weiter eine so leichtlebige Natur, die nichts gern überlegte. Er steckte darum seine Pistole wieder laut lachend in die Tasche und sagte: „Wenn es weiter nichts ist, was ihr verlangt, als daß

ich die schlechten Späße über die Juden lasse, — meinetwegen. Das soll noch keinen Riß in unsere junge Freundschaft geben. Das werdet ihr mir ja wohl gestatten, daß ich nach wie vor meinen jüdischen Freunden hin und wieder zur Ader lasse. Ihr Neuwieder machet ja auch keinen Unterschied zwischen Christ und Jude, wenn er nur brav Geld im Kasten hat. Freilich einen Geldkasten auszuspiüren und auszuleeren, das versteht ihr besser, wie ich. Da hast du recht, Studentchen. Aber das ist ja auch der Zweck, warum ich mit euch zusammengekommen bin, um von euch noch etwas zu profitieren. Wer kennt nicht die Heldentaten der Brabanter, Mersener, Krefelder und Neuwieder? Habt ihr doch mitten in großen, volkreichen Städten Häuser gestürmt und seid singend durch die Straßen gezogen. Hat ja selbst das Militär, das in Garnison lag und das man alarmierte, euch nicht von eurem Werk zurückzuschrecken vermocht. Die Dädener Geschichte ist uns noch in frischem Gedächtnis, wo ihr zwei Stunden lang euch gegen tausend Bauern und zwei Kompagnien Soldaten wehrtet, ehe ihr euch gefangen gabet und als ihr vor einem halben Jahre aus der Festung Wesel entspranget, war Freude unter allen „Jeni-schen.“

„Damit ihr jedoch sehet, wie groß meine Achtung vor euch ist, will ich einen Vorschlag machen, den ich von vornherein beabsichtigte, und der gewiß alle Gemüter versöhnt. Wenn ich auch mit zwölf Mann hier erschienen bin und ihr nur mit fünf, will ich zurücktreten und unser heutiges Massematten (Unternehmen, Raub) unter eurer Anführung machen. Der kühne Picard sei unser Hauptmann! Seid ihr einverstanden, Chäwers?“

„Ja, ja, Picard sei unser Hauptmann!“ erscholl es von allen Seiten.

Picard verneigte sich stolz als einzige Zustimmung, während ein Blitzstrahl der Befriedigung aus seinem Auge drang. Dann nahm er ohne ein Wort zu sprechen seine Pistolen her-

aus, um sie zu putzen und nochmals sorgfältiger zu laden. Er war kein Mann von vielen Worten.

Schinderhannes aber rief: „Ich glaube, wir haben genug geplaudert, laßt uns eines singen! Schwarzer Jonas, nimm die Guitarre! Wenn die Neuwieder auch reicher sind, sind wir doch lustiger.“

Nach kurzem Vorspiel begann der schwarze Jonas, der seinem Geschäft nach Bänkelsänger war, mit nicht unangenehmer Stimme und die anderen fielen in den Chor kräftig mit ein.

Es gibt nichts Lustigeres auf der Welt — Welt — Welt,
Als Kochemer zu sein.

Es fehlt uns nie an barem Geld — Geld — Geld,
Wir trinken den besten Wein.

Heidi — heida — heidi — heida
Wollt nichts als Kochemer sein.

Der Bauer ist ein dummer Tropf — Tropf — Tropf
Er glaubt die Saat wär sein,
Ist voll der Sack und voll der Topf — Topf — Topf,
Ziehen wir die Ernte ein.

Heidi — heida — heidi — heida
Wollt nichts als Kochemer sein.

Der blöde Kaufmann häuft wie toll — toll — toll
Die Taler groß und klein,
Und ist sein Kasten tüchtig voll — voll — voll,
Kehren wir ihn wieder rein.

Heidi — heida — heidi — heida
Wollt nichts als Kochemer sein.

Derweilen die anderen sangen, hatte das Studentchen, der mit seinen listigen Augen alles sah, den aufwartenden Müller beobachtet, wie er einen noch vollen Maßkrug mit Wein vom

Zisch wegstibizte und aus demselben, das Gesicht nach einer dunkelen Ecke des Zimmers gekehrt, mit vollen Zügen trank. Lachend hatte er die anderen darauf aufmerksam gemacht, die daraufhin ihren Gesang unterbrachen.

„Ei, Hasenmüller, was macht Ihr denn da?“ rief Schinderhannes. „Verschluckt Euch nur nicht!“

Dieser hatte, als der Gesang plötzlich verstummte, hastig erschrocken, den Krug abgesetzt und sich jetzt herumdrehend sagte er mit einem verschlagenen Ausdruck in seinem dummen Gesicht: „Es schien mir, als wäre etwas in den Wein gefallen, das wollte ich heraus machen.“

„Und deswegen stellst du dich in die dunkelste Ecke, Spitzbube?“ lachte Schinderhannes. „Es gibt doch keinen größeren Dieb in der Welt als ein Müller. Überall will er moltern. Jetzt hat er uns den Wein für das dreifache Geld, was er wert ist, verkauft, und hernach trinkt er ihn selbst aus. Aber warte, Alter, das sollst du büßen. Wir leeren wohl anderen die Säckel aus, lassen uns aber nicht gern selbst bestehlen.“

„Du nimmst jetzt den Krug — er ist ja noch ziemlich voll — und leerst denselben auf einen Zug und wehe dir, wenn du absetzest oder einen Tropfen darin lässest.“

„Ach, Herr Schinderhannes,“ stotterte der verblüffte Müller, „das kann nur Scherz sein. Eine halbe Maß kann ich wohl auf einen Zug trinken, aber das hier sind noch beinahe zwei Maß.“

„Es gilt dein Leben, Kerl!“ schrie der Räuber. „Entweder trinkst du den Krug in einem Zug aus, oder eine Kugel fliegt dir durch den Kopf.“

Er zog seine Pistole wieder aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

Der Müller kannte die gefährliche Art zu scherzen unter den Räubern und wußte, wann es Zeit war. Er wurde leichenblau, aber er sagte entschlossen: Wenn es das Leben gilt, will ich es versuchen.“

Es war ein starkes Unternehmen und wäre für eine minder zähe Natur, als sie der kaltblütige, starcknochige Müller besaß, die reine Unmöglichkeit gewesen.

Auch dem Müller trat unter dem Trinken der Schweiß auf die Stirne, und es schien, als wolle er absetzen.

„Kerl, trink oder ich schieße,“ rief Schinderhannes, den Hahn seiner Pistole spannend.

Endlich war der Krug leer. Aber nun stellten sich die Zeichen einer grauenhaften Trunkenheit bei dem Müller ein. Sein Kopf ward glühend rot, die Augen standen stier im Gesicht, die Zunge lallte, und die Beine versagten ihm den Dienst. Nur so rohe Gemüter wie die Räuber, konnten noch an seinen possierlichen Sprüngen und an seinen Versuchen, ein Liedchen zu trillern, einen Gefallen finden.

„Spiele, schwarzer Jonas!“ rief Schinderhannes, „der Hasenmüller singt uns jetzt ein Lied, weil er das unsrige nicht gehört hat.“

Da trat die stämmige Tochter des Müllers herein. Als sie den traurigen Zustand ihres Vaters wahrte, ballte sie zornig die Faust gegen die Gesellschaft, packte den Trunkenen unter dem Arm und schob ihn zur Türe hinaus. Einige der Räuber wollten sie zurückhalten, aber sie erhielt von dem starken Mädchen so kräftige Stöße auf die Brust, daß sie zurücktaumelten.

„Die versteht's,“ lachte das Studentchen. Die einzelnen Räuber, die bisher aus Respekt vor ihren Anführern ein wenig an sich gehalten hatten, begannen jetzt allmählich jeder nach seiner Weise zu schwanken, zuzutrinken, zu lachen, zu schreien, zu fluchen, zu schwören. Es wurde ein recht wüstes Räubergeräusch. Da hörte man plötzlich die Stimme Picard's hell wie eine Trompete alles übertönen.

„Chäwer,“ rief er, „ihr habt mich zum Hauptmann gewählt.“

„Die Zeit ist gekommen, daß ich meine Hauptmannschaft mit allen ihren Rechten antrete. Mein Recht ist das, daß ich jeden augenblicklich zusammenschieße, der mir den Gehorsam versagt. Ich verlange also von jedem einzelnen, so lieb ihm sein Leben ist, unbedingten, schnellen Gehorsam.

„Jetzt lasset die Gläser ruhen. Es ist genug getrunken. Setzt vielmehr eure Waffen in Bereitschaft. In zehn Minuten muß jeder fertig sein zum Aufbruch.“

„Du Meyer Fuchs suchst einmal unsern Baldower (Kundschafter), den Leyser Afrom und bringst ihn zu mir.“

Meyer Fuchs kam bald zurück und flüsterte Picard zu, er habe Leyser Afrom drüben in der Fuchsmühle bei den Weibern und Kindern getroffen, denen er seine schlechten Waren aufschwazze, aber er müsse schlechte Kunde haben, denn er sei wohl vor der Türe, wolle aber entschieden nicht hereingehen und schneide furchtbare Grimassen.

Mit den „Baldowers“, die die Gelegenheit zu Einbrüchen auskundschafteten, mußten Räuber mehr Umstände machen, als ihnen lieb war. Sie bekamen von der geraubten Beute ebensoviel wie der Hauptmann selbst und wollten dabei noch mit Aufmerksamkeit behandelt sein. Es fehlte an solchen Spionen. Man konnte nicht jeden dazu brauchen. Leyser Afrom war einer der Besten. Er hatte immer wenigstens eine Gelegenheit zu einem Raub in Bereitschaft. Mit seinem Handelskram kam er überall umher und kannte Land und Leute wie einer.

Diesmal aber mußte er eine allzu aufmerksame zarte Behandlung nicht erwarten. War es ja doch auch schon vorgekommen, daß die wilde, gefeklose Bande in ihrer Leidenschaft dem elenden Spion seinen verdienten Lohn mit Blut und Prügel auszahlte, wenn etwas schief ging.

Feker prügelte einen Baldower schon während des Raubes, da der Einbruch ihnen mehr Wunden wie Taler einbrachte.

Der kluge Afrom wartete darum aus wohlüberlegten Gründen draußen an der Türe, bis Picard selbst herauskam.

„Gottes Wunder“, rief das geschmeidige Jüdchen, einen argwöhnischen Blick nach den Waffen Picard's werfend, „da ist ja der große Picard selber. Hat er sich heraus bemüht zu dem armen Leyser Afrom? Au weih geschrien, was wird es jetzt geben? Schon überwegs habe ich immer gerufen: „Leyser Afrom, du bist ein verlorener Mann, du bist ein verlorener Mann!“

Picard sagte ärgerlich: „Laß die lange Einleitung und komme zur Sache.“

Da suchte sich das Jüdchen noch kleiner zu machen, als er schon war und spähte zugleich nach einem Winkel, wo er im Falle der Not Zuflucht finden könnte und seufzte: „Gott gerechter! Es wird mit der Post in Würges nichts werden.“ „Was sagst du, Schuft?“ rief Picard, ihn an der Brust fassend. „Ist es mit der Post in Würges nicht ein „auskochter Massematten?“ (ein richtig ausgekundschafteter und besprochener Handel), hast du uns nicht mit deinen glänzenden Versprechungen hierher gelockt und nun soll alles vergeblich sein? Das wird dein Tod sein, Verräter.“

Picard's schwarze Augen funkelten in unheimlicher Wut. Sein Opfer krümmte und bäumte sich, aber Picard's Eisenfaust hielt ihn fest.

„Gott gerechter, soll ich leiden für einen andern, soll ich sterben ohne Verteidigung?“ schrie das geängstete Jüdchen in jammervollen Tönen.

„Nun, so sprich, Elender!“ sagte Picard.

„Hat doch der Posthalter in der Zeitung gelesen,“ erzählte der sich erholende Afrom, „daß gekommen sei der Schinderhannes auf das andere Ufer vom Rhein und hat sich derselbe angeschafft ganz neue Flinten und schickt noch jeden Abend alles Geld, das ankommt, mit Stafetten weiter.“

„Der Großhans, der vermaledeite!“ sagte Picard mit den Zähnen knirschend und seine geballte Faust nach der Türe zu streckend, aus der eben das helle Lachen des Schinderhannes

Klang. „Er wird uns mit seinen Prahlereien noch das ganze Geschäft verderben.“

„Doch ist das alles, was du Gefährliches weißt?“ fragte er, das Jüdchen loslassend.

„Alles,“ sagte dieser aufatmend. „Nun! dann steht es noch nicht so schlimm,“ meinte Picard. „Vor den neuen Flinten fürchten wir uns nicht, die Stafette können wir abfassen. Jedenfalls wird uns Johannes Müller, der Daumen, der einen Abstecher in das Weiltal machen und auf dem Rückweg in der Post zu Würges einkehren wollte, die genauesten Nachrichten bringen. Wir treffen ihn auf der Chaussee zwischen Esch und Würges. Aber fürwahr, da ist keine Zeit mehr zu verlieren.“

„Doch halt, Afrom! Hast du vielleicht einen anderen Massematten zum Notbehelf, wenn es Hindernisse geben sollte?“

„Gottes Wunder!“ rief dieser. Die ganze alte geschmeidige, lebhafteste Art des Jüdchens war wiedergekehrt. „Gottes Wunder, soll ich nicht haben noch ein ander Massematten? Habe ich doch stets die ganze Tasche voll; brauche nur auszupacken. Da ist die Mühle unterhalb Würges, hundert Schritt vom Ort, hundert Schritt von der Chaussee entfernt. Hat der Müller doch geerbt vor vierzehn Tagen zweitausend Taler, hat sie noch liegen blank, halb Silber, halb Gold in der Kommode in der Wohnstube, oben in der Schreischublade in dem Kästchen rechts in Schweinsblasen eingebunden. Hat er auch erlöst auf dem Novembermarkt in Camberg vierhundert Gulden für Ochsen und Schweine und liegen dieselben links im Kästchen mit anderem Ersparten. Hat auch die Mutter noch einen Strumpf mit Kronentalern unter dem Kopfkissen und ist viel ererbtes und gekauftes Silber und Leinen im Haus.“

Die Baldower liebten es, die Reichtümer glänzender darzustellen, als sie wirklich waren, um die Räuber anzulocken. Das hatte aber für die Beraubten stets die Folge furchtbarer Mißhandlung. Sie sollten immer noch abgeben, da sie doch ihr alles bereits gegeben hatten.

„Wird es auch sein leicht „Pessuch melohnen,“ (gewaltsam einzubrechen). Ist das Hoftürchen doch schlecht verwahrt, und sind Schloß und Riegeln der Haustüre alt und gebrechlich, und ist der Hund ein schlechter Köter, der bei Tag bellt und nachts schläft. Sind auch die Bewohner, die alte, taube Mutter ausgenommen, lauter junge Leute, die fest schlafen und kaum bei dem Mühlengelapper die „Leficher“ (die Einbrecher) merken werden. Der Knecht schläft im Stall, die Magd auf dem Haus neben der Alten, der Mühlbursche neben der Mühle und der Müller, seine Frau und Kinder hinter dem Wohnzimmer, das gerade eine Stiege hoch der Haustüre gegenüber liegt.

Gottes Wunder wird werden eine schöne Lefiche.“ (Beute, die durch Einbruch erworben wird.)

Picard hatte der Beschreibung des Jüdchens mit Aufmerksamkeit und Befriedigung zugehört.

„Wir werden schon sehen,“ sagte er, „ist es das eine nicht, so ist es das andere.“

Er trat dann, das Wetter prüfend, vor die Türe.

Das Tälchen selbst war mehr vor dem Sturm geschützt, aber oben auf der Höhe in den Gebirgswaldungen brauste der Wind fast donnerähnlich, und ein kalter Regenschauer schlug dem Räuber in das Gesicht.

Ah, die „goldene Choschek“ rief der Räuber beinahe freudig aus.

Lange, dunkle Nacht, Regen mit Sturm galt als besonders günstig für ein „Massematten“ und wurde deswegen die goldene „Choschek“ (Finsternis) genannt.

Fünf Minuten später schritten an siebzehn kräftige, gewandte und wohl bewaffnete Gestalten mit breiten Hüten auf dem Kopf und wollene Decken um die Schultern aus dem unheimlichen Tale der Fuchsen- und Hasenmühle heraus, an der Spitze der kleine Leyser Afrom als Wegweiser. Aus ihren meist jugendlichen Gesichtern leuchtete ein Mut und eine Freudigkeit, als gelte es eine herrliche Heldentat auszuführen, und doch hatte

ihr Zug nur den Schrecken und Abscheu erregenden Zweck, den friedlichen Wohlstand eines Hauses zu vernichten, ihre Mitbrüder zu berauben, zu morden und zu mißhandeln, und das alles, um mit dem schändlich zusammengestohlenen Gute sich einige Stunden voll berausenden Vergnügens zu machen.

III.

Der Einbruch.

Wir müssen der unheimlichen Bande, die auf einsamen Waldwegen durch Sturm und Regen daherschreitet, voraus-eilen, um uns das Posthaus in Würges näher anzusehen.

Die Post in Würges war eines jener soliden, stattlichen Gasthäuser voll Behaglichkeit und Wohlstand, wie sie zu jener Zeit an den vielbefahrenen Landstraßen ziemlich häufig vorkamen, jedoch immer seltener werden. Kein Frachtfuhrmann, die damals auf dieser Chaussee den Hauptverkehr zwischen Frankfurt und Köln vermittelten, versäumte es aber auch, in der Post in Würges einzukehren und sein Schöpplein Wein zu trinken, während der Hausknecht den stattlichen Rossen die allzeit bereitstehenden hölzernen Futtertröge mit frisch aufgeschüttetem Hafer vorstellte.

Es ruhte ein gewisser Segen auf solcher Einkehr: der Fuhrmann, den guten Schoppen Wein im Magen und die guten Worte der dicken, munteren Frau Obers, die ja alle mit Vornamen kannte und mit ihnen scherzte und nach Frau und Kindern fragte, im Herzen, schwang noch einmal so munter seine Peitsche. Und die Pferde, die schellenklingenden, mit roten Tüchern geschmückten Hälse in die Höhe hebend, zogen noch einmal so frisch an, daß der hohe schwerbeladene Wagen knirschend und knarrend davonfuhr, und der hin und her laufende Spiz sich fast heiser bellte.

Ebenso, wenn ein Geschäftsreisender es einrichten konnte, herbergte er die Nacht in Würges. Denn nirgends traf er ein

besseres Glas Wein, eine vorzüglichere Küche und weichere Betten, und vor allen Dingen ein herzlicheres Willkommen, als in der Post zu Würges.

Es fühlte sich der Gast dort wie daheim. Man wußte ja kaum, in was man lieber hineinblicken sollte, ob in die lachende Flur des „goldenen Grundes“, der vor dem höher als das Dorf selbst gelegenen Posthaus sich mit allen seinen reichen Orten und Städtchen in seinem höchsten Reize präsentierte, oder in das lachende herzige Gesicht der Mutter Obers, wie sie jedermann nannte. Und wenn das Posthorn rief und der gutmütige Posthalter aus langer tönerner Pfeife seinen Tabak schmauchend, zum Abschied dem Gaste einen wackeren Händedruck gab, schied jeder ungern. Er wäre lieber noch lange bei den guten Leuten geblieben als hinauszufahren, wo die Gefahren der argen, bösen Zeit mannigfach auf ihn lauerten.

An jenem Nachmittage, wo das Wetter in so unangenehmer Weise zu wüthen begann, war es schon um des Gegensatzes willen besonders behaglich in dem wohldurchwärmten Wirtszimmer der Post. Es wehte einem gleich der Geist einer strengen Reinlichkeit und wohlthuenden Häuslichkeit entgegen. Das Zimmer war gut durchlüftet und nur von den Wohlgerüchen einer blühenden Hyazinthe und einer ebenfalls blühenden Monatsrose durchzogen, die auf dem Fensterbrette standen. Die starken, eichenen Tische waren so gut gescheuert, daß sie fast poliertem Nußbaum glichen. Das mit schwarz gegerbter Pferdehaut überzogene Kanapee und der ebenso bekleidete Lehnstuhl glänzten wie Ebenholz und die mit kattunen Vorhängen geschmückten Fenster blinkten wie Kristall. Was aber die Gemütlichkeit noch bedeutend erhöhte, war ein singender Wasserkessel, der auf dem untersten Absatz des gewaltigen Kachelofens bereit stand, wenn irgend ein durchnäster Gast sofort ein Glas heißen Branntweins oder einen guten Kaffee verlangte.

Mit dem Singen des Kessels mischte sich das Schnarchen des Lieblingskaters am Ofen und das gellende Zwitschern eines

Kanarienvogels an der Wand und das Schnurren des Spinnrades der Frau Obers, die allein im Zimmer saß. Ihre nie ruhenden Hände und Finger drehten auf das Emsigste den feinsten Flachsfaden, der weit und breit gesponnen wurde. Dabei aber sah und hörte sie alles und nicht das Unbedeutenste entging ihr.

Sie schaute jetzt fast fröstelnd im warmen Zimmer in das immer sich steigende Unwetter hinein, wie der Sturm oben in der „Wersch“ — so hieß der Wald, der auf der Höhe das Tal begrenzte — die alten Eichbäume schüttelte und dann brausend sich die langen Feldgewannen hinunterstürzte bis an die Emsbach hinunter, von wo er dann durch das langgestreckte Würges herauf tobend und pfeifend, prasselnd wider ihre Fenster schlug und mit seinen Regenschauern die Scheiben erblindete.

Wir würden dem jungen Oswald mit seinen beiden Begleitern von Herzen gönnen, wenn auch sie bereits vor dem grausamen Unwetter gesichert hinter dem warmen Ofen im gastlichen Posthause säßen, wohin ja wie bekannt der besorgte Pflegevater das heutige Reiseziel verlegt hatte. Wir sind auch überzeugt, daß die mütterliche Frau Wirtin sogar ohne die Empfehlung des ihr befreundeten Pfarrers aus dem Weiltale für ihre durchnässten und durchfrorenen Gäste auf das Sorgfältigste gesorgt hätte. Aber dürfen wir wünschen, daß unsere Reisenden überhaupt dieses Asyl aufsuchen? Wissen wir nicht von einem anderen weit schlimmeren Unwetter, das das friedliche Posthaus bedroht, und das sich nicht begnügen wird, an den Fenstern zu rasseln und um die Ecken zu pfeifen? Wissen wir nicht von einer ganz ungeheuren Gefahr, in der gerade dort der junge Oswald schweben wird? Wäre es nicht besser, wenn er weder Sturm, noch Regen, noch Nacht, noch die halsbrecherischen Wege scheute und ließe, so weit ihn nur seine Füße trügen und miede das gastliche Haus wie ein Pesthaus?

Die sonst stets so muntre Wirtin saß nachdenklich da. Das Spinnrad war immer langsamer gegangen, bis es zuletzt ganz

stille stand. War es die düstere Zeit, an die sie durch den düsternen Himmel erinnert wurde? War es Mitleiden mit den Armen, die jetzt unterwegs waren, oder war es der Schatten des Unglücks, das ihrem Hause nahte, der ahnungsvoll in ihre Seele fiel?

Auf einmal ertönte das Posthorn, und zugleich hörte man das Rollen des Postwagens, der die Chaussee von Limburg heraufkam.

Jetzt war die rüstige Wirtin wieder voll Feuer und Leben. Obwohl sie noch ihren Anzug ein wenig in Ordnung zu bringen hatte, stand sie doch als die Erste unter dem Vordach der Haustüre zum Empfang der etwa ankommenden Gäste bereit.

Aber nur ein Herr arbeitet sich aus der Tiefe des Wagens hervor, während der Postillon seinen durchnäßen Mantel ausschüttelte, und der Hausknecht beschäftigt war, die müden Pferde auszuspannen.

Als der Reisende endlich auf der Erde stand, sah man einen hohen, breitschulterigen Mann mit ernstesten entschiedenen Gesichtszügen, die aber durch einen Zug des Kummers gemildert wurden. Er mußte schon über die mittleren Mannesjahre hinaus sein, obwohl seine Haltung noch straff und fest genug erschien. Seine an sich schwarzen Haare schimmerten schon stark ins Weißliche.

Da er jetzt sich aus seinem Pelze, den er umhatte, befreiend sein Gesicht voll dem Eingange des Posthauses zuwandte, rief die Wirtin den Fremden erkennend: „Ei du lieber Gott, welche Überraschung! das ist ja wahrhaftig der Vetter Köhring von Krefeld. Ei, willkommen, willkommen! Mein, die Freude, welche Ihr in das Haus bringt — wer hätte das gedacht an einem so trüben Tage und die weite Reise mitten im Winter? Aber kommet vor allen Dingen herein an den warmen Ofen und macht es Euch bequem. So! Hier setzet Euch in den Sessel! Ich will ein Glas warmen Wein zurichten zur Erfrischung der Lebensgeister und meinem Manne Eure Ankunft melden, sonst kommt

er doch in den ersten Stunden noch nicht von seinem Gepäc und seinen Briefen weg. Der wird sich einmal freuen."

Nach einer guten Viertelstunde saßen der Posthalter, seine Frau und der Gast behaglich plaudernd am warmen Ofen, während aus der nahen Küche so kräftige, gewürzige Düste aufstiegen, daß ein hungriger Magen in die höchste Spannung gesetzt werden konnte. Der Gast rauchte, sich bequem in den Sessel zurücklehrend, eben solche lange irdene Pfeife wie der Posthalter und trank in langen Zügen den warmen Eierwein, den ihm die Frau Obers zubereitet hatte. Die Nacht kam allmählich heran, daß man ein Licht anzünden mußte. Draußen stürmte und wetterte es immer weiter.

„Es hat sich doch nicht irgend ein Unglück zu Hause zuge-
tragen, Herr Wetter, daß Ihr gerade jetzt Euer Geschäft ver-
lasset und die Reise tut? Euere liebe Frau ist doch noch wohl?“
fragte die redselige Wirtin.

„Gott sei Dank, alles wohlauf und gesund!“ erwiderte kurz
der Kaufmann Köhring von Krefeld. Dann aber flog ein Lächeln über sein ernstes Gesicht, und er fuhr fort: „Ich merke,
liebe Freundin, daß es Euch in Eurem wohlwollenden Herzen
quält, daß Ihr den Zweck meiner Reise noch nicht habt er-
forschen können. Nun, ich habe ja vor so lieben Verwandten,
wie Ihr seid, kein Geheimnis. Um es darum kurz zu sagen:
„Ich habe mein Geschäft in Krefeld verkauft und will mich
hier in meiner alten Heimat drüben im schönen Weiltal an-
siedeln.“ „Das ist recht, Herr Wetter,“ rief freudig erregt die
Frau Obers. „Ein größeres Vergnügen hättet Ihr uns nicht
machen können. Jetzt doppelt willkommen in der alten Heimat!“
„Wir sind,“ erzählte Köhring weiter, als wenn er gar nicht
unterbrochen worden wäre, „wie Ihr wissen werdet, auf dem
linken Rheinufer französisch geworden. Manche rühmen es sehr.
Ich weiß nichts besonders Schönes in der Franzosenwirtschaft
zu finden, und mein deutsches Herz sträubt sich, diese Windbeutel
für meine Herren und gottverordnete Obrigkeit anzuerkennen.“

So hab' ich denn mein Geschäft abgegeben und will einen alten Lieblingswunsch von mir in Erfüllung bringen und drüben im Weiltal eine große Eisenschmelze errichten. Eisensteine gibt es in der Gegend genug, auch fehlt es nicht an Wald zu Kohlen, und die Welt wird noch viel Eisen zu Waffen brauchen, ehe sie zur Ruhe kommt. Ich hoffe dabei, den armen Bewohnern des Tales eine große Wohlthat zu erweisen, indem ich ihnen Arbeit und Verdienst verschaffe. Wisset Ihr nicht, steht meines Vaters Eisenhammer noch?" „Nein, das weiß ich nicht, Vetter!" erwiderte Frau Obers.

Hier wurde das Gespräch durch den Eintritt Oswald's mit seinen beiden Begleitern unterbrochen. Sie hatten schon lange, ehe sie endlich ihr Ziel erreichten, nach den hell erleuchteten Fenstern der Post, die ihnen weithin durch die schwarz-dunkle Nacht entgegenglänzten, als ihrem Rettungstern geblickt.

Wie sich der Mensch doch täuschen kann!

„Das trifft sich ja prächtig," sagte die muntere Wirtin. „Hier kommt Förster Kraft aus dem Weiltal, vielleicht erinnert Ihr Euch noch seiner, Vetter, niemand wird Euch bessere Auskunft geben können über Eures Vaters Eisenhammer, als er. Aber, Förster, was habt Ihr denn da für ein feines Bürschlein? der gehört sicherlich nicht in Eure Verwandtschaft, das sieht man ihm an.

Sie zog bei diesen Worten Oswald, der blöde an der Thür stehen geblieben war, vor das Licht.

„Das ist ja ein wahres Exemplar von einem hübschen Jungen — Welch' ein treues, gutes Gesicht," sagte sie. „Geschwind! Wer ist es, Förster?"

Der Förster hatte schon sein Kinn vorgestreckt, um dem fremden Herrn begreiflich zu machen, daß er es für ein großes Glück ansehen dürfe, gerade mit ihm, dem Förster Kraft zusammengetroffen zu sein, da ihm niemand mit größerem Nachdruck und mehr Umständlichkeit hätte sagen können, ob „Röh-rings Eisenhammer" noch stünde oder nicht. Jetzt mußte er,

ohne dort zum Ziele gelangt zu sein, eine neue Position einzunehmen, um der Frau Posthalter die nötige „Explikation“ zu geben. Das war für einen Mann, wie er, keine Kleinigkeit und erforderte Zeit. Endlich sagte er: „Der junge Mensch ist der Pflegesohn des Pfarrers Wagner im Weiltal und unter meiner Begleitung auf dem Wege nach Idstein, um dort in die lateinische Schule aufgenommen zu werden. Der Empfehlungsbrief, den er von seinem Pflegevater in der Tasche nachtrug, ist völlig verweicht durch die Nässe.“

„Eines Empfehlungsbriefes bedarf es auch gar nicht“, sagte rasch Frau Obers. „Wer von dem guten Pfarrer Wagner kommt, ist empfohlen genug.“

So ist gewiß der junge Herr, „der Grafensohn“, wie die Leute sagen? Ich habe einmal von der Geschichte gehört.

„Nun, so setze dich, Bürschlein, und sei nicht so blöde. Aber zuerst mußt du dich umkleiden, du bist ja durchnäßt bis auf die Haut.“

Oswald wollte der Wirtin in ein anderes Zimmer folgen, aber plötzlich wurde ihm schwindlich. Seine Zähne klapperten im Fieberfrost und sein Gesicht ward bleich wie der Tod. Er wäre ohnmächtig hingefallen, wenn ihn nicht die Mutter Obers aufgefangen hätte. „Dir ist nicht gut, Kind. Ich will dir ein Schnäpschen einschenken.“

„Nein, ich trinke keinen Brantwein,“ erwiderte Oswald, mit seiner hellen, aber vor Frost zitternden Stimme, „mein Pflegevater hat es verboten.“

„Herr Wetter, Ihr erlaubt wohl, daß ich dem Jungen von Eurem warmen Wein gebe?“ sagte die besorgte Frau und nahm, ohne Antwort abzuwarten, das Glas, aus dem sie Oswald trinken ließ. „Es wird mir schon besser,“ sagte dankbar zu dem fremden Herrn und der Wirtin aufblickend der Knabe.

„Das ist schon gut,“ meinte Frau Obers. „Allein du legst dich doch jetzt sofort ins warme Bett und trinkst ein paar Tassen heißen Fliedertee, damit du Schweiß bekommst.“

Es könnte sonst eine Krankheit daraus entstehen. Unverantwortlich aber ist es, einen so zarten Knaben in einem solchen Wetter reisen zu lassen. Jetzt marsch, Kleiner, damit du endlich einmal aus deinen nassen Kleidern kommst."

Als die Wirtin mit Oswald hinausging, der sich der Förster und der Pfarrknecht anschlossen, um sich in der Gesindestube am heißen Ofen zu trocknen, trat eben ein neuer Gast in das Wirtszimmer. Er sah noch dem Knaben voll in das Gesicht.

Der neue Ankömmling war Johannes Müller, genannt der Daumen.

Es war, wie wenn ein schwarzer Schatten plötzlich auf das Haus fiel. Alle Behaglichkeit und Gemütlichkeit war wie mit einem Schlage aus dem Zimmer gewichen. Es hing etwas Banges, Entsetzliches in der Luft.

Wenn nur jemand dem Mörder und Verräter recht ins Gesicht geschaut hätte! Er glich jetzt viel mehr einem Räuber, als einige Stunden vorher, da er mit Lieselene zusammengetroffen war. Der bürgerliche Ehrenmann war völlig verschwunden. So viel er sich auch bemühte, sich zusammen zu nehmen, die wilde Aufregung, in der er war, brach immer wieder durch. Aus seinen schwarzen Augen leuchteten unstätte, unheimliche Blicke. Sein Haar hing ihm ungeordnet in langen, nassen Striemen um den Kopf. Seine Kleidung war beschmutzt und zerrissen.

Bei seinem Eintritt in das Gastzimmer verlangte er sofort mit einem gewissen Ungestüm Brantwein und eine Flasche starken Wein. Bis das Bestellte kam, lief er ständig die Stube auf und ab. Dann aber goß er blickschnell Glas auf Glas Brantwein und Wein die Kehle hinunter.

Das sonderbare Benehmen des Gastes setzte selbst den sonst sehr ruhigen und nicht allzu scharfsichtigen Posthalter in Erstaunen. Er folgte den Bewegungen desselben mit immer höherem Interesse.

Dem guten Herrn Obers entging auf diese Weise die jedenfalls auch höchst seltsame Bewegung, in die sein Vetter, der Kaufmann Köhring von Krefeld, geraten war.

Seit derselbe vorhin den Knaben gesehen und gehört hatte, war er in ein tiefes Sinnen und Träumen gesunken. Er hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, als wenn er so besser sich alles vorstellen könnte, was er wollte. Fast halblaut murmelte er: „denselben Blick, dieselbe Stimme, dieselben Züge.“ Es wollte ihn fast freudig durchrieseln. Hestig aber schüttelte er darauf den Kopf und sagte leise vor sich hin mit einem bitteren Lächeln auf den Lippen: „Dummer Tor, der ich bin; sehe ich in jedem Buben fast mein verloren gegangenes Kind.“

„Und doch, und doch!“ rief er dann laut.

„Vetter!“ sagte er, diesen heftig am Arme packend: „Sage einmal, was du Näheres weißt über den Buben, der eben da war.“

In diesem Augenblicke hörte der unheimliche Gast drüben an dem anderen Tische zu trinken auf, und sein schwarzes, böses Auge blickte scharf beobachtend herüber.

O hättest du geschwiegen, Kaufmann Köhring von Krefeld, hättest dir lieber die Lippen blutig gebissen, als nur ein Wort von dem Knaben zu sagen, aber wie konntest du wissen, welche unselige Frage du tatest?

„Du hast ja selbst gehört,“ antwortete in seiner ruhigen Behaglichkeit der Posthalter, „daß es der Pflegesohn des Pfarrers Wagner im Weiltal ist. Mehr weiß ich selbst nicht. Wenn du mehr wissen willst, mußt du meine Frau fragen, die weiß alles.“

Des Räubers Augen leuchteten triumphierend auf. Aber zu schlau, um sich durch Erkundigung nach dem Namen ganz zu vergewissern, ob es der von ihm so heftig begehrte Knabe sei, suchte er jetzt vielmehr den Verdacht, den allenfalls sein bisheriges Benehmen hervorgerufen haben konnte, zu verwischen, indem er laut vor sich hin sprach, damit es die anderen hören

sollten: „So! Jetzt wird es einem denn doch wieder ein wenig wohler. Bei dem Hundewetter bedarf es schon einer ordentlichen Menge Wein und Brantwein, um sich wieder zu erwärmen. Wenn ich jetzt wüßte, daß keine Räuber in der Gegend wären, brähe ich sofort auf, denn ich muß heute noch um jeden Preis nach Idstein. Aber es ist ein fatales Ding, bei solchem Wetter zu marschieren und zu denken, hinter jedem Busche kann ein Strauchmörder sitzen, der einem auflauert. Herr Wirt, sagen Sie einmal, hat man hier herum Räuber gespürt?“

Der Posthalter warf einen mißtrauischen Blick nach seinem Gast. Der Bursch gefiel ihm nicht. Er hatte etwas Freches, Herausforderndes, ja Unheimliches in seinem Wesen. So trat kein Bürgermann auf, den er vorstellen wollte. War es nicht schon vorgekommen, daß Gauner sich in die Häuser eingedrängt hatten, wo sie rauben wollten, um zu spionieren? Konnte nicht dieser Kerl eine ähnliche Absicht haben? Doch er saß jetzt so ruhig, so anständig da. Man tat ihm vielleicht mit solchem Verdachte schweres Unrecht. Jemand Unrecht zu tun, erlaubte aber die natürliche Gutmütigkeit des Herrn Obers nicht. Nachdem er daher einige tiefe Züge aus seiner Pfeife getan hatte, antwortete er ruhig und gelassen wie immer: „Man sagt, Schinderhannes sei mit einer Bande auf das rechte Rheinufer herübergekommen, aber die Nachricht muß falsch sein, denn man hat noch nichts weiter gehört.“

Der Posthalter glaubte ein höhnisches Lächeln auf den Lippen seines Gastes gesehen zu haben, aber er durfte es nicht mit Sicherheit behaupten. Die Küböllampe machte nicht besonders hell im Zimmer und auf dem Tische des Fremden stand gar kein Licht. Herr Obers wünschte im stillen seine Frau wäre da, um den Menschen auszuforschen. „Aber Wetter,“ unterbrach der Kaufmann Köhring das Stillschweigen, das nach der letzten Antwort des Posthalters eingetreten war, „du nimmst es wirklich kaltblütig mit den Räubergeschichten. Man sieht, daß ihr hier noch nicht viel Erfahrungen gemacht habt.“

Der Herr Obers nahm es durchaus nicht kaltblütig mit den Räubern. Es war vielmehr diese stete Angst vor Raub und Einbruch, die ihm Tag und Nacht die schrecklichsten Bilder vormalte, der einzige Vermutstropfen, der in sein sonst glückliches und behagliches Dabeim hineinfiel. Sein Wetter tat ihm entschieden unrecht. Er stellte sich nur so, um vor diesem verdächtigen Burschen sich nichts merken zu lassen.

„Du nimmst es kaltblütig. Aber uns im Niederland wurde es heiß und bang bei den unverschämt frechen und kühnen Gesellen. Es war ja möglich, daß die Kerle am hellen Tage einem in das Haus drangen und die Pistole auf die Brust setzten und unser Geld verlangten. Sind sie doch in Neuß, einer großen belebten Stadt, sogar in das Rathaus eingebrochen und haben dort das Archiv beraubt und niemand wagte sie zu stören, und in Mülheim an der Ruhr, einer ganz bedeutenden Stadt, haben sie das Pfarrhaus gestürmt, und während die Sturmglocken heulten und die Menschenmenge sich sammelte, ihren Raub vollendet. Sie kannten keine Furcht mehr. Wurden sie gefangen genommen und in Gefängnisse geworfen, brachen sie wieder aus. Keine Mauer war ihnen zu dick, kein Schloß zu fest, kein Turm zu hoch! Immer fanden sie Mittel zu ent schlüpfen. Neue kühnere Einbrüche folgten. Es war eine tolle Wirtschaft. Aber das ist jetzt besser geworden. Sie sollen sich mehr den Rhein herauf gezogen haben. Auf die Posthäuser haben sie es aber ganz besonders abgesehen. Hast du denn gar keine Angst, Wetter? Hast du noch nichts von dem schweren Postraube in Langenfelde gehört?“

Der Wetter hatte Angst genug, sogar mehr als nötig war. Das Weinen war ihm näher als das Lachen. Aber man konnte ihm nichts von seiner Unbehaglichkeit und Unruhe ansehen, es sei denn das, daß er stärker aus seiner Pfeife qualmte, und seine Stimme einen dumpferen Klang hatte, als er sagte:

„Genug habe ich von Langenfelde gehört, allein nie etwas Rechtes.“

„Dort sind über fünfzigtausend Taler geraubt worden,“ erzählte Herr Köhring.

„Wie ein Sturmwind fielen die Räuber kurz vor Mitternacht über die Nichtsahnenden her, knebelten und prügelten sämtliche Hausbewohner, den Posthalter mißhandelten sie stärker und verwundeten ihn sogar. Ja sie verschonten nicht einmal die Kinder. Dann erbrachen sie unter wildem Hallo und fortwährendem Schießen den Postwagen. Das Haus war mit Kerzen hell erleuchtet. Das währte eine halbe Stunde; dann erloschen die Lichter, der Lärm verstummte, der Raub war vollbracht. Man hörte nur noch das Stöhnen der Gefnebelten und Verwundeten.

Der Anführer dieser überaus kühnen Räubertat war einer der Allerschlimmsten der ganzen Kotte, ein gewisser Johannes Müller, genannt der Daumen. Er ist leicht zu erkennen daran, daß er stets Handschuhe trägt und die linke Hand zu verbergen sucht, weil daran der Daumen steif ist und ein Glied am Ringfinger fehlt.“

Wenn es nur Gott gefügt hätte, daß ein paar junge Augen in der Stube gewesen wären neben den behaglichen alten Herren, der Räuber und Mörder wäre entdeckt gewesen und viel Unheil verhindert worden. Denn Johannes Müller geriet, als er so ganz unerwartet sein Signalement geben hörte, völlig außer Fassung. Er wurde leichenblau, riß rasch die Handschuhe von den Händen und setzte sich in Bereitschaft zur Flucht. Aber der Herr Posthalter hatte sich so mit Tabakrauch umhüllt, daß er wie in einer finsternen Wolke saß und bei der schlechten Beleuchtung damaliger Zeit nichts merken konnte. Der Herr Köhring dagegen war innerlich noch viel zu viel mit dem eben gesehenen Knaben beschäftigt, als daß er auf die Dinge außer ihm ein besonderes Auge gehabt hätte.

So konnte der Räuber sich wieder beruhigen. Er setzte sich noch einmal hin und tat das um so lieber, als der Posthalter eine für ihn höchst anziehende Auseinandersetzung begann. Der

Herr Obers beabsichtigte allerdings mehr dem verdächtigen Gaste mit seiner Rede ein Abschreckungsmittel, als eine Lockspeise hinzuwerfen, aber er hatte, wo es auf kluge Berechnung ankam, schon manches Ding in der Welt am verkehrten Ende angefaßt. Es geschah diesmal nicht zum ersten Male.

„Du glaubst, Better“, sagte er, „ich wäre nicht vorsichtig? Vorsichtiger, wie mancher sich einbildet. Bei mir würden die Herren Räuber nicht so viel Geld vorfinden, als in Langensfelde. Da wird jedes Mal nach Ankunft des Postwagens reine Arbeit gemacht. Es bleibt kein Kreuzer im Haus. Statt der verhofften Geldbeutel würden sie zwölf scharf geladene Gewehre finden, die ihnen, ehe sie die starke eichene Türe einrennen, noch heiß genug machen sollten.“

Er schielte bei diesen Worten nach dem Fremden, um zu sehen, welchen Eindruck seine Rede hervorrufen würde.

Dieser saß so still und teilnahmslos da, als wenn ihn am allerwenigsten in der ganzen Welt diese Angelegenheit angehe. Als aber Herr Köhring in Gedanken versunken dem Posthalter nicht antwortete, mischte er sich in das Gespräch, indem er meinte: „Wenn Sie das Geld nicht über Nacht im Hause behalten, Herr Posthalter, werden Sie es wahrscheinlich durch einen besonderen Postreiter oder eine „Stafette“, wie man das jetzt heißt, nach Limburg oder Königstein schicken. Da haben Sie ganz recht. Aber an des armen Burschen Stelle möchte ich nicht sein, besonders in dieser Nacht. Sie haben doch heute, wo ihr Herr Better angekommen ist und bei so furchtbarem Wetter noch keine Stafette fortgeschickt?“

Der Räuber lächelte höhnisch bei dieser Frage.

Herr Obers sah sein ganzes Geheimnis von dem Fremden durchschaut, von dem er sich am allerwenigsten wollte in die Karten blicken lassen. Es war ihm bei den Worten desselben, als erhielte er einen Schlag ins Gesicht. Er errötete hoch vor Verlegenheit. Dieselbe verwandelte sich aber plötzlich in Zorn. Er sprang auf: „Herr, was haben Sie für einen Grund darnach

zu fragen, ob ich die Postgelder fortgeschickt oder noch hier habe? rief er sich vor den Fremden hinstellend und denselben fixierend. Dieser schien durch die Hitze des Posthalters nur noch kaltblütiger zu werden. Er hatte sein Glas zur Hand genommen und trank, während Herr Obers sich so leidenschaftlich benahm, dasselbe in bedächtig langsamen Zügen leer.

„Herr Wirt“ fragte er dann, das Glas hinstellend, „darf man in Ihrem Hause kein Mitleid mit einem armen Postknecht mehr aussprechen? Oder habe ich mehr getan?“ Herr Obers stand völlig verblüfft da. Er konnte doch dem anständig gekleideten Manne, der sich so sicher und entschieden benahm, nicht sagen: Er halte ihn für einen Räuber und deswegen sei ihm die Frage verdächtig vorgekommen.

Allein noch verblüffter ward der Posthalter, als nun Johannes Müller aufstand, sein Geld für die genossenen Getränke hinlegte und in fast verächtlichem Tone sagte: Er sei viel in der Welt herumgekommen, aber ein solches Benehmen des Wirtes gegen seinen Gast sei ihm neu. Doch wolle er ihm einen guten Rat geben, wenn er noch einmal etwas verheimlichen wolle, solle er selbst es nicht ausplaudern, und wenn er sich erraten glaube, nicht aufbrausen. Jeder könne jetzt wissen, daß er noch keine Stafette fortgeschickt habe.

Aber der gute Mann erschrock ordentlich, als der Räuber Abschied nehmend nach diesen Worten mit grausamem Hohne in seiner Stimme: „Gute Nacht und allerseits angenehme Ruhe“ wünschte.

Er wollte ihm nachsehen, aber bis er sich besonnen hatte, was er mit ihm anfangen sollte, mußte der Bursche schon zur Haustüre hinaus sein. Er riß das Fenster auf, aber der Sturm führte ihm einen solchen Regenguß ins Gesicht, daß er sich geblendet zurückzog.

„Was machst du denn, Vetter?“ fragte jetzt Herr Köhring. „Du fängst zuerst ganz unbegründeten Streit mit dem fremden

Menschen an und nun tust du, als ob du ganz von Sinnen gekommen wärest."

"Das ist ein höchst verdächtiger Kerl gewesen," rief Herr Obers, "der mein ganzes Haus ins Unglück bringen kann. Hast du nicht seine bezüglischen Redensarten und seinen höhnischen Abschied gehört?"

"Der Mann hat deine Furcht gemerkt, Wetter," sagte behaglich lächelnd Herr Köhring, "und dich ein wenig zum besten gehabt."

"Du hättest dir ihn nur näher betrachten sollen, dann würdest du ein anderes Urteil haben," eiferte der Posthalter. Solche funkelnde, frechen Augen, solche struppigen, langen, schwarzen Haare führt kein ehrlicher Mensch. Dazu ist er nicht hier in der Gegend zu Haus. Er sprach stark süddeutsch, badisch oder elsäzisch."

Herr Köhring lachte auf: "Also sind alle nicht Einheimischen mit funkelnden Augen und schwarzen Haaren Räuber und Mörder? Wetter, du hast einen merkwürdigen Scharfblick."

Die Frau Obers, die eben im Zimmer die nötigen Vorbereitungen zum Nachtessen machen wollte, kam auf das höchst ungewöhnliche Lachen des Herrn Köhring eiligst herbei. Als sie die Ursache erfuhr, lachte sie mit und sagte: "Ja es ist mit dem Manne nicht mehr zum Aushalten. In jedem Fremden, den er nicht genau kennt, sieht er schon die ganze Zeit entweder den Schinderhannes, den schwarzen Peter, den dicken Hannadam oder irgend einen von diesen Räuberhelden."

Der gute Posthalter mußte sich bei all seinem Schrecken noch weidlich auslachen lassen. Er nahm sich indessen vor, doch noch den Abend eine Stafette abzuschicken.

Johannes Müller war nicht sofort aus dem Hause gegangen. Er hatte gewartet, ob ihm der Posthalter nicht folge. Als das nicht geschah, war er mit raschem Blicke Treppen und Türen musternd nach der Gesindestube gegangen und hatte dort nach dem Manne gefragt, der den Knaben des Herrn Pfarrer Wag-

ner aus dem Weiltale herübergeleitet habe. Der Förster war darauf vorgetreten.

„Heißt der Knabe nicht „Oswald“? hatte ihn der Fremde gefragt.

„Gewiß, Oswald!“ hatte der Förster geantwortet. Er hätte noch gern mehr hinzugefügt, aber der Fremde hatte ihm gebieterisch abgewinkt und war mit schnellen Schritten weggegangen.

„Das hat etwas zu bedeuten, ihr lieben Leute, ihr könnet mir es glauben,“ hatte der Förster mit wichtiger Miene gesagt. „Hinter dem Buben steckt ganz gewiß noch ein Graf oder Fürst. Der kann noch unser aller Glück sein.“

Der Abend verging schnell. Die Frau Obers hatte nach dem Essen wieder ihr Spinnrad hervorgeholt. Die Männer rauchten und tranken ein gutes Glas Wein. Es hatten sich noch ein paar Stammgäste eingefunden. Auch der Förster war wieder in die Wirtsstube getreten. So wurde das Gespräch bald ein allgemeines und bewegte sich hauptsächlich um die Tagesfrage, um die Räubergeschichten. Der Förster gab sich eine besondere Kraft mit seiner Entdeckung des Räuberzinken. Daran wurden die widersprechendsten Vermutungen geknüpft. Endlich brach man auf, sich noch gegenseitig die besten Trostgründe, daß keine Gefahr sei, vorhaltend.

Herr Köhring hatte eine gewisse Scheu empfunden, in Gegenwart der verschiedenen Gäste sich nach dem Knaben zu erkundigen, so sehr ihm auch der Gegenstand auf der Seele brannte. Doch beschäftigte ihn das liebliche Bild desselben, bis er einschlief und mischte sich noch in seine Träume.

Oswald war durch die Bemühungen der besorgten Mutter Obers bald in einen heilsamen Schweiß gekommen und dann still betend für seinen Pflegevater, die Frau Obers und viele andere, selbst für die arme Lieselene in Schlaf gesunken. Anfangs schlief er unruhig, aber allmählich wurden seine Atemzüge lang und regelmäßig, wovon sich die gutmütige Wirtin überzeugte, ehe sie selbst zu Bette ging.

Der Posthalter war der letzte Wachende im Haus. Seinem Vorsatze getreu wollte er noch die Nacht das angekommene Geld durch einen Reiter nach Königstein expedieren. Da die Poststube kalt geworden war, nahm er sämtliche Pakete mit hinauf in die Schlafstube, wo ein lustiges Feuerchen im Ofen brannte.

Aber seine Arbeit hatte keinen rechten Fortgang.

Waren es die Sturmlieder, die draußen der Westwind sang, daß die Fensterscheiben klirrten und das Haus zitterte, was aber allezeit gute Wiegenlieder waren, besonders wenn im behaglich warmen Zimmer der Ofen brummte, oder waren es die Traumgeister des starken Weines, den er den Abend getrunken hatte, die Papiere entsanken allmählich des Posthalters Hand, und er fiel schlummernd zurück auf die gepolsterte Lehne seines Sessels.

So schliefen denn alle ohne Ahnung der immer näher kommenden Gefahr.

Sie hörten nicht, wie um Mitternacht allmählich Sturm und Regen nachließen. Es war ganz stille geworden in der Natur, gleich als ob die Nacht selbst horchen wollte auf die Untat, die in ihr geschehen sollte. Allein diese schweigende, schwarz dunkle, brütende Nacht, wo nur hin und wieder ein Regentropfen, der von der Dachtraufe herunterplakete, oder ein fernes Rauschen in den Eichen der „Wersch“ die Stille unterbrach, war unheimlicher, als vorher Regen und Wind.

Da auf einmal schrie die Frau Obers laut auf.

„Feuer!“ kreischte sie. Denn ein greller Lichtschein war auf ihr Gesicht gefallen und hatte sie geweckt.

Ihr jäher Schrei weckte auch den sanft schlummernden Gemahl. „Um Gottes Willen, was ist das?“ fragte die sonst resolute Frau in banger Hast aus dem Bette springend. Eine düstere Glut beleuchtete ihr Zimmer, und man hörte unten vor der Haustüre schwere Tritte und dumpfe Männerstimmen. „Ich glaube, es sind Räuber!“ fügte sie zähneklappernd hinzu. Schreckensbleich stürzten beide Ehegatten zugleich nach dem

Fenster. Da sahen sie denn etwa fünfzehn unbekannte Kerls mit weiten Tüchern um den Hals und großen Schlapphüten auf dem Kopf, die einen ungeheuren Balken trugen, dessen Spitze sie wie einen Mauerbrecher nach der Haustüre richteten. Der vordere Teil des Balkens war mit brennenden Wachslichtern versehen, um in der Dunkelheit beim Stoß die Mitte der Türe nicht zu verfehlen. Zugleich beleuchtete noch eine Pechfackel, die einer der Räuber trug, das unheimliche Werk.

Die friedlichen Wirtsleute sanken fast in die Knie vor Angst und Zagen. „Jetzt wäre es Zeit, deine neuen Flinten zu probieren,“ sagte die sich zuerst erholende Frau Obers.

„Ich kann nicht,“ seufzte der an Arm und Bein zitternde Mann.

„So schieß doch nur, um durch die Schüsse Lärm im Ort zu machen, damit man uns zu Hilfe eilt.“

Der Posthalter suchte sich zu ermannen und wollte eine der Flinten ergreifen, aber die schon erhobene Hand sank zurück. Ein furchtbarer Stoß erschütterte das ganze Haus. Die Räuber waren mit dem „Drang“ oder Kennbalken auf ihr Ziel losgerannt und hatten mit solcher Wucht gestoßen und so wohl getroffen, daß die ganz neue Doppeltüre, aus starkem Eichenholz gefertigt und mit guten eisernen Banden versehen, auf der Stelle zusammenbrach.

„Jungens en avant!“, hörte man die helle Kommando-
stimme Picards, der gern ein paar französische Brocken ein-
mischte, um die Leute glauben zu machen, sie seien französische
Marodeure. Daraufhin stürzten die Räuber wie wütend in das
nunmehr offene Haus hinein.

„Flieh, Obers, flieh!“ rief die entsetzte Frau. „Es ist zu
allem zu spät.“

Sie riß ein Fenster auf, das nach dem Hofe führte. „Mich
sollen wenigstens die Unholde nicht lebendig in die Hände be-
kommen.“

Sie stand bei diesen Worten schon oben auf dem Fenster= Sims, in jeder Hand ein Geldsäcklein. Das eine war ihr eigenes, das andere gehörte dem Better Köhring, der es ihr, ehe er zu Bette ging, zum Aufbewahren übergeben hatte.

Aber als sie jetzt hinunterschaute in die dunkle Tiefe, schauderte sie doch. Ein Sprung aus dem zweiten Stock eines so stattlichen Hauses wie die Post in Würges war keine Kleinigkeit, obwohl der Hof einige Fuß höher lag als die Chaussee und gerade unter dem Fenster noch einige Überreste von Reifig enthielt. Ihr Entschluß schwankte jedoch nur einen Augenblick.

Als sie die Räuber die Treppe heraufpoltern hörte, rief sie: „Obers, folge mir nach!“ und sprang hinunter.

Das Wagnis gelang über Erwarten. Wohl zitternd am ganzen Körper von der furchtbaren Erschütterung, aber, abgesehen von einigen Rixen durch die Reiser, völlig unverletzt, stand sie unten. Sie wartete einige Sekunden, ob ihr Mann ihr nachkommen würde. Da sie aber diese Hoffnung aufgeben mußte, suchte sie an den Wachen, die die Räuber ausgestellt hatten, vorüber zu schleichen. Die furchtbare Dunkelheit kam ihr hierbei sehr zustatten. Sie entkam wirklich unbemerkt.

Als sie jedoch die Wehklagen ihres von den Räubern mißhandelten Mannes hörte, wäre sie gern wieder umgekehrt. Allein das Nutzlose ihres Opfers einsehend, lief sie flüchtig wie ein Reh in das Dorf hinein, um Hilfe herbeizuholen.

Währenddessen wurde das ganze Posthaus mit eigens dazu hergerichteten Lichtern — „Maires“ — erleuchtet, so daß alle Zimmer hell wurden wie am Tage und der Lichterglanz durch die Fenster weit in die Nacht hinein strahlte.

Als Wachen — „Schmierer“ genannt — waren ausgestellt Schinderhannes und das Studentchen und der Gerbersohn Humüller von Königstein. Man nahm zu diesem Posten stets Haupträuber, da man denselben fast wichtiger erachtete, als die Stelle des Hauptmanns. Von dem Mut und der Vortrefflich=

feit der Wachen hing meistens das Gelingen des ganzen Unternehmens ab.

Hier in Würges hatten die Wachen den Befehl, fortwährend zu schießen, um die Ortsbewohner, die jedenfalls den Raub gewahr wurden, in der gehörigen Angst zu erhalten. Da leisteten ihnen denn die geladenen Gewehre des Posthalters und des Försters ausgezeichnete Dienste.

Schinderhannes stieß jedes Mal einen lauten Tusch aus, wenn er eine solche Flinte loschoß.

Wenn ein nichts ahnender Reisender vorüber gekommen wäre und hätte das hellerleuchtete Haus gesehen und hätte das Schießen und Tusch gehört, er hätte gewiß nur an ein fröhliches Fest gedacht, das in dem Hause gefeiert würde. Diesen Anschein hatte alles von außen. Allein welche Greuel wurden drinnen verübt!

Am meisten litt der Posthalter. Statt seiner rasch entschlossenen Frau zu folgen und ebenfalls durch das noch offene Fenster zu flüchten, stand er ratlos und tatlos da, ohne Mut zur Flucht, aber auch ohne Mut zur Verteidigung. Indessen sprengten die Räuber die Kammertüre, und der wilde Picard trat herein, zwei gespannte Pistolen in den Händen und den Säbel im Mund. Ihm folgten fünf andere auf dem Fuße, ähnlich bewaffnet.

Ein todesmutiger Mann hätte jetzt noch viel vermocht. Der Posthalter war ein wahrer Riese an Gestalt und Kraft. Wenn er jetzt noch einen seiner scharf geschliffenen Hirschfänger ergriffen hätte und wäre auf die räuberischen Eindringlinge losgestürzt, er hätte noch ihren Sieg sehr unwahrscheinlich machen können.

Vor ihren Pistolen brauchte er sich kaum zu fürchten, denn dieselben waren zum großen Teil schlechte Waffen, die in solcher Nähe oft dem Schützen selbst gefährlich wurden. Ebensovienig hätte er nötig gehabt vor der Überzahl der Räuber sich allzusehr zu scheuen. Sie waren wohl freche, übermütige Ge-

sellen, aber nur mit wenigen Ausnahmen tapfer. Wenn er einen oder zwei kampfunfähig gemacht hätte, ergriffen die anderen die Flucht, und er hätte sich so viel Luft geschafft, um seine Knechte und Gäste zur Hilfe rufen zu können.

Es haben wirklich öfters bei solchen Einbrüchen ein oder zwei entschlossene Männer die ganze Bande in die Flucht gejagt.

Dagegen spekulierten diese Räuber auf die Feigheit der Menschen und spekulierten entschieden recht.

Der Posthalter war ein Mann des Friedens, nicht des Kampfes. Er ließ sich ohne die geringste Gegenwehr fesseln und knebeln und sah ruhig mit zu, wie der habgierige Picard mit funkelnden Augen die einzelnen Geld-Pakete und Säckchen zusammenlas und hierauf die auf dem Tisch liegende Liste ergriff, und wie ein Beamter Posten für Posten prüfte, ob keine der Geldsendungen abhanden gekommen sei.

Als er alles richtig fand, ließ er seinen Raub in einen mitgebrachten Sack tun.

Da dieses Geschäft abgetan war, wurde der geduldige Posthalter dazwischen genommen. Er mußte sein sämtliches Gold- und Silbergerät angeben. Zögerte er einen Augenblick oder besann er sich nur, so schlug ihm einer der Räuber mit einem Gengel auf den Kopf oder trat ihm mit dem Fuß vor den Leib oder die Schienbeine. Endlich hatte er alles ausgesagt, was er wußte.

„Kerl, wo hast du denn dein Geld?“ schrie ihn Picard wütend an.

„Das hat meine Frau mit, als sie dort zum Fenster hinunter sprang,“ antwortete der geängstigte Mann.

„Du willst uns zum besten haben, Schurke. Da ist keine Frau hinuntergesprungen. Und wenn es geschehen wäre, hätten sie unsere Wachen entdeckt. Sie hat sich samt dem Geld irgendwo im Hause geborgen. So ist es. Sprich Kerl! Oder ich will dich bekennen lehren.“

„So wahr Gott im Himmel lebt, ich weiß nichts anderes, als daß meine Frau dort hinuntergesprungen ist,“ schrie der bejammernswerte Herr Obers.

„Gut!“ knirschte Picard. „Ich will dich schon weich machen. Prügelt ihn einmal gehörig ab. Vielleicht besinnt er sich dann eines Besseren.“

Die rohen Gesellen ließen sich das nicht zum zweiten Mal sagen. Sie warfen ihr unglückliches Opfer auf die Erde und drosten auf ihn ein und traten ihn mit ihren benagelten Schuhen, daß er zu Gott schrie.

Wenn jetzt der Posthalter eine seiner Flinten gehabt hätte, hätte er auf seine Peiniger zu schießen vermocht. Er riß an seinen Banden in ohnmächtiger Wut. Dem ungeduldigen Picard währte aber die Geschichte zu lang.

Mit dem Blicke eines blutigen Raubtiers setzte er dem Posthalter eine Pistole auf die Brust und schrie mit heiserer Stimme: „Gestehe, Schuft, oder ich morde dich.“

„So mordet mich! denn ich weiß nichts anderes, als was ich gesagt habe. Aber Gott wird meinen Tod rächen an euch schändlichen Bösewichtern.“

„So stirb denn,“ rief Picard in wahnsinniger Wut und drückte seine Pistole los. Aber dieselbe versagte, da wahrscheinlich das Pulver feucht geworden war. Picard faßte sie darauf unten am Lauf und führte einen so kräftigen Hieb mit derselben nach dem Kopf des Unglücklichen, daß das Pistolenschloß tief in den Kopf eindrang. Ein Blutstrom übergieß des Herrn Obers Gesicht und seine Sinne verwirrten sich. Vielleicht hätte die grausame Rotte ihn völlig getötet, wenn nicht ihre Hilfe anderwärtig in Anspruch genommen worden wäre.

Man verlangte Picard's und seiner Räuber Hilfe gegen den Krefelder Kaufmann.

Mit dem Förster, dem Pfarrknecht und dem Gesinde des Posthauses hatten die gegen sie ausgesandten Räuber leichtes Spiel gehabt. Sie ließen sich ebenso geduldig knebeln, miß-

handeln und ihr Geld abnehmen, wie auch der Posthalter, obwohl nur drei Räuber hier vier kräftigen Männern gegenüber standen. Der Förster war der Höflichste und Zuvorkommendste von allen gegen die Räuber. Es fehlte nicht viel, dann hätte er sich selbst binden helfen.

Anders verhielt es sich mit Herrn Köhring, der mit seiner ruhigen, kräftigen Tapferkeit Johannes Müller und seinen beiden Gefährten sehr zu schaffen machte.

Johannes Müller war sofort nach dem Einbruch in das Stübchen geeilt, wo Oswald schlief und hatte es seinen beiden Kameraden überlassen, den fremden Herrn zu plündern und zu binden.

Oswald war durch den furchtbaren Stoß wider die Haustüre geweckt worden. Er fuhr erschrocken aus dem tiefsten Schlafe empor und horchte im Bette sitzend auf den sonderbaren Lärm. Halb schlaftrunken wußte er kaum, wo er war; um wie viel weniger begriff er, was alles zu bedeuten hatte. Aber als plötzlich ein fremder, schwarzer, mit Pistolen und Säbel bewaffneter Mann, ein Licht in der Hand, vor seinem Bette stand, wurde ihm alles klar.

„Räuber!“ rief er ganz entsetzt. Zugleich kam ihm das Bewußtsein seiner gänzlich hilflosen Lage. „Lieber Gott im Himmel,“ flehte er mit gefalteten Händen, „hilf mir aus dieser großen Angst und Gefahr.“

Der Räuber Müller betrachtete mit Wohlgefallen und einem gewissen väterlichen Gefühle den sanften, schönen Knaben. Er sagte mit dem mildesten Tone seiner Stimme: „Du brauchst dich nicht zu fürchten, mein Kind. Es ist dein Vater, der vor dir steht, und der dich jetzt mit sich nehmen will, um dich zu einem rechten Kerl zu machen.“

Der Knabe schaute den Mann an, indem sich ein Todeschrecken in den großen blauen Augen spiegelte. Endlich sagte er im Tone der tiefsten Überzeugung: „Ihr seid mein Vater nicht. Ihr lügt.“

„Bube!“ rief der Räuber mit drohender Stimme. „Doch,“ fügte er sich selbst besänftigend hinzu, „ich muß dir verzeihen. Es kommt dir alles zu überraschend. Du kannst dich noch nicht in die neuen Verhältnisse hineinfinden. Ich will dir übrigens ein Zeichen sagen, woran du erkennen kannst, daß ich die Wahrheit spreche. Auf deiner Brust habe ich selbst eine Mühle mit einem Mühlenrad eingeätzt. Vor der Mühle steht ein lateinisches I und hinter der Mühle ein R. Das ist mein Zeichen und soll meinen Namen bedeuten. Denn ich heiße Johannes Müller. Hast du das Zeichen noch nicht gesehen?

Der Knabe starrte den Räuber an, als sehe er eine überirdische Erscheinung. Aber plötzlich schien ihm ein Verständnis zu kommen.

„Ich habe allerdings ein solches Zeichen, wie Ihr beschrieben habt, auf der Brust, und niemand als mein Pflegevater weiß hier in der Gegend davon. Aber, daß Ihr es nun wisst, bezeugt noch nicht, daß Ihr mein Vater seid. Ihr könnt das Geheimnis jemand, der es wußte, abgelauscht haben, habt es Euch auch vielleicht durch sonstige Satanslisten zu eigen gemacht. Aber mein Vater seid Ihr nicht. Das lügt Ihr. Ich bin keines Räubers Kind.“

„Teufel!“ fluchte der Räuber, dessen Leidenschaft erwachte, „du willst mir am Ende noch abstreiten, daß du mein Sohn bist. Wenn du mein Fleisch und Blut nicht wärest, ich machte fürwahr nicht so viel Umstände mit dir. Aber reize mich nicht länger, sonst vergesse ich am Ende, wer du bist und schicke den Sohn der Mutter nach.“

Seine Eisensfaust umfaßte dabei des Knaben Arm, um ihn aus dem Bette zu heben. „Zu Hilfe, zu Hilfe!“ schrie dieser mit heller Stimme.

Der Kaufmann Köhring, der das durch eine Türe verbundene Nebenzimmer als Schlafgemach inne hatte, war während der Unterredung Oswald's mit dem Räuber beschäftigt gewesen, seine nach dem Hausgange zu gehende Türe gegen die

beiden andringenden Räuber zu verteidigen und zu verrammeln. Jetzt als er den Hilferuf des Knaben vernahm, stürzte er in Oswald's Zimmer. Seine Bewaffnung bildete nur ein derber Knotenstock.

Der Räuber Müller war höchst verdukt über diese unerwartete und ungelegene Störung. Er riß sein Pistol aus dem Gürtel und dasselbe auf Köhring anlegend rief er: „Zurück, wenn dir dein Leben lieb ist.“

„Ihr seid, glaube ich, derselbe Verräter, der sich gestern abend in unsere Gesellschaft geschlichen hat,“ sagte Köhring, von des Räubers Pistole wenig Notiz nehmend.

„Jawohl,“ höhnte Müller, „und sogar noch mehr. Ihr möget bedauern, eure Augen nicht besser aufgemacht zu haben, sonst hättet ihr an meinen Handschuhen und dem verkürzten Finger Johannes Müller, genannt den Daumen, den gefährlichen Posträuber aus Langensfelde entdeckt.“

„Aber jetzt tretet wieder hübsch in Euer Zimmer zurück, nachdem Eure Neugierde befriedigt ist. Ich habe hier mit meinem leiblichen Kinde zu unterhandeln, das ich dem edlen Räuberhandwerke zuführen möchte, damit er ein echter Sohn seines Vaters wird.“

„Ihr solltet dieses Knaben Vater sein?“ sagte in zweifelndem Tone Herr Köhring.

„So gewiß als hier auf seiner Brust mein Name steht. Da sehet selbst, die Mühle, das I und das R.“ Er entblößte bei diesen Worten dem Knaben die Brust.

„Ich glaube es nicht,“ sagte Herr Köhring. „Mit demselben Recht könnte der Tiger sich der Vater des Lammes nennen und der Geier der Vater der Taube.“

„Das ist mir einerlei,“ erwiderte der Räuber grimmig. „Aber jetzt aus dem Wege, Mann, und du, Bube, heraus aus dem Bett und in die Kleider!“ schrie er mit funkelnden Augen.

„So lange ich lebe, dulde ich nicht, daß Ihr den Knaben anrührt,“ sagte Köhring vortretend.

„Nun so stirb!“ rief Müller sein Pistol richtend. Aber ehe er dasselbe losdrückte, flirrte es von dem Knotenstock Köhrings getroffen auf dem Fußboden und entlud sich dort von selbst.

„Teufel!“ fluchte Müller, sein Messer hervorziehend, an dem noch das Blut Lieselene's klebte. „Jetzt muß ein Ende werden, und wenn ich über zwei Leichen zu meinem Sohne muß.“

Er wollte sich auf Köhring stürzen, aber dieser schon vorbereitet gab ihm mit seinem Knotenstock einen so kräftigen Stoß auf die Brust, daß der Räuber leichenbläß wider die Wand taumelte und ihm helles Blut zum Halse herausquoll.

In diesem Augenblick kamen die zwei anderen Räuber, die endlich die Türe zu Köhring's Zimmer erbrochen hatten und niemand dort fanden, durch die offenstehende Verbindungstüre ihrem Kameraden zu Hilfe. Köhring wäre verloren gewesen, da er im Kampfeszeifer den neuen Feind nicht wahrte. Schon hob einer seinen Säbel auf, um ihn auf das unbedeckte Haupt des Kaufmanns niederzuschmettern, da warf Oswald, der sich im Bette aufgerichtet hatte, kurz entschlossen sein Bettuch über den Räuber, worin sich das Schwert desselben verfing und rief seinem Retter zu, sich vorzusehen.

Köhring überschaute sofort die Gefahr und schlug mit seinem Stocke dem mit dem Bettuch sich noch Abmühenden so entschieden auf den Kopf, daß derselbe betäubt zusammensank. Der andere ergriff die Flucht und rief den blutigen Picard zu Hilfe.

Der Frau Posthalter gelang ihr Plan, Hilfe aus dem Dorfe herbeizuholen, herzlich schlecht.

Das war es gerade, was die Schrecken der Räuberzeit so unendlich vermehrte, daß in noch so bewohnten Dörfern und Städten niemand dem andern in der Not beisprang. Die ganze Nachbarschaft schien bei solchen Raubanfällen wie ausgestorben.

Da durfte gelärmt, geschossen, gemordet werden, da durfte die Stimme des armen Gequälten in herzerreißenden Tönen ihren Namen rufen und um Hilfe betteln, keine Hand regte sich. Nicht einmal ein Fenster wurde geöffnet oder ein Licht angezündet. Die Angst hatte alle Tatkraft gelähmt. Man stand mit schreckensbleichen Gesichtern hinter den Ritzen der Läden und allen möglichen Gucklöchern und schaute zitternd den Greueln zu, die im Nachbarhause geschahen, ohne zu bedenken, daß ein wenig Zusammenhalten und ein wenig Energie und Mut zu rechter Zeit alle solche Raubanfälle zur Unmöglichkeit machen mußten.

Die Frau Obers mochte an den Haustüren rütteln, wie sie wollte; sie mochte ihre Stimme noch so mächtig erheben, bald in Worten des Zornes und der Entrüstung, bald in flehender Bitte: es antwortete ihr nur Todesstille. Ganz Würges war ein schweigendes Grab geworden.

Ihr bester Freund, auf den sie sonst Berge gebaut hätte, wagte nur zu halbgeöffnetem Fenster herauszuflüstern: „Pst! Pst! Wenn Ihr herein kommen wollt, Frau Obers, ich habe das Hintertürchen geöffnet; aber leise und vorsichtig!“

Die Frau Posthalter ging direkt an das Haus des Schultheißen. Auch dort hörte man sie nicht, bis sie mit dem gestrengen Herrn Amtmann drohte, da kam denn die Schultheißenin an das Fenster und sagte mit kläglich weinerlicher Stimme: „Ihr Mann hätte es plötzlich so in das Kreuz gekriegt. Es müsse eine Art Hexenschuß sein. Er könne kein Glied rühren. Sie hätte ihm warme Tücher gemacht. Jetzt läge er im Schweiß und bis über die Ohren zugedeckt.“

„Dann sagen Sie ihm, er solle sich sein Hasenfell nur recht warm halten!“ rief die ergrimnte Frau Obers und ging weiter.

Endlich fand sie bei einigen armen Leuten, die nicht viel zu verlieren hatten und deswegen die Räuber weniger fürchteten, als sie die wohlthätige Frau Posthalter liebten, so weit Unterstützung, daß sie die Kirchthüre erbrachen, um Sturm zu läuten.

Die Kirchthüre mußte erbrochen werden, da die Räuber vorsorglich das Schlüsselloch mit Wachs verstopft hatten.

Die unheimlichen Klänge der Sturmglocke, in den schweigsamen Stunden der Mitternacht geläutet, trieben wohl noch manchen guten Schläfer aus den Federn heraus, daß er von sicherem Versteck aus mit Schreck und Erstaunen das hell erleuchtete Posthaus betrachtete und das unaufhörliche Schießen hörte, aber der Gedanke an Hilfeleistung kam ihm nicht.

Das Sturmläuten hatte übrigens das Gute, daß jetzt auch die anderen Orte des „goldenen Grundes“ aufmerksam wurden und Sturm zu läuten begannen.

Zuerst erschallten die weithin klingenden Glocken des hochgelegenen Walsdorf, dann antwortete im dumpfen Tone das tiefe Geläute des uralten Camberg und das Tal herauf klang es von Erbach und das Tal herunter von Esch.

Dieses allseitige Heulen der Sturmglocken in der dunkeln Nacht brachte eine ungemaine Aufregung in dem Tale hervor, so daß zuletzt die Gemüter sich zu erwärmen und erhitzen begannen. Es fuhr aber auch den frechen Räubern in das Gebein. Besonders erschreckte das Studentchen. Er erinnerte sich gar wohl noch eines solchen Sturmläutens bei dem Dadener Einbruch, wo zuletzt die Erbitterung über die Frechheit des Raubes die Schranken der Angst durchbrochen hatte, wo weit über tausend Bauern sich sammelten und die Räuber wie wildes Getier hekten und zuletzt in einen Wald einschlossen und zum Teil tot schlugen, zum Teil nach verzweifelter Gegenwehr gefangen nahmen.

„Wenn wir mit heiler Haut davon kommen wollen, ist es Zeit zum Aufbrechen,“ sagte darum das Studentchen zu Aumüller und Schinderhannes. „Ich gehe hinauf zum Picard. Die könnten auch längst fertig sein. Schießet nur wacker und sparet das Pulver nicht.“

Als Damian Hessel in das Haus hineintrat, rief er laut:

„Frankfurt.“ Das war das verabredete Wort, wodurch die Wachen zum Rückzug auffordern sollten, wenn Gefahr nahe.

Der Ruf hatte die Wirkung, daß etliche der Räuber erschreckt aus dem Hause stürzten, um zu sehen, was es gäbe, und daß Picard mit den Seinigen, der eben auf dem Wege war, dem Johannes Müller beizuspringen, beunruhigt stehen blieb. Das Studentchen trat zu ihm: „Picard“, sagte er hastig, „bist du fertig? Dann rasch vorwärts! Das ganze Thal ist in Aufruhr. In allen Dörfern läuten sie Sturm. Ehe zehn Minuten vergehen, haben wir die Bauern auf dem Hals.“ „Ich bin fertig,“ antwortete Picard auf seinen gefüllten Sack zeigend. „Aber Müller soll übel zugerichtet sein und der Krefelder Kaufmann wie rasend den Buben verteidigen, den der Müller für seinen Sohn erklärt und mitnehmen will.“

„Mit dem Buben — das sind reine Dummheiten,“ sagte Damian Hessel ärgerlich. „Müller wird sich nur eine unerträgliche Last aufladen. Aber jetzt gehe Picard und rüste zum Abzug! Ich will sehen, daß ich mit dem Herrn fertig werde und den Müller nachbringe. Zwei Jungens folgen mir!“

Als das Studentchen in Oswald's Schlafzimmer eintrat, standen sich noch allein Köhring und Müller gegenüber. Der durch den Schlag betäubte Räuber hatte sich aus dem Staube gemacht.

Hessel gab seinen Begleitern einen Wink, auf den Kaufmann und den Knaben zu achten und wandte sich zu Müller. „Wir haben „Lampen“ bekommen,“ sagte er. Das hieß soviel, als es ist eine Störung des Einbruchs im Werk.

„Ich gehe nicht ohne meinen Jungen,“ antwortete Müller trotzig. „Er hat mich jetzt schon viel zu viel gekostet, als daß ich ihn so leichten Kaufs hergeben würde.“

„Gut!“ erwiderte das Studentchen. „Dann laß dich tot schlagen von den empörten Bauern, wie ein räudiger Hund. Ich habe wenigstens keine Lust dazu und auch nicht mich mit diesem zimperlichen Bübchen zu beschweren. Kommt Jungens.“

Müller wurde blaß. Er fühlte, daß er ohne fremde Beihilfe nicht zu entfliehen vermochte.

„Ist denn wirklich die Gefahr so nahe?“ fragte er.

„So nahe, daß jede weitere Minute uns in Lebensgefahr bringt,“ sagte das Studentchen.

„Dann gib mir deine Pistolen, daß ich hier noch reine Arbeit mache,“ sagte er.

Als Müller die Pistolen seines Genossen in den Händen hatte, bekam sein Gesicht einen wahrhaft teuflischen Ausdruck. Er schoss zuerst nach Köhring, fehlte ihn aber. Dann schoss er nach Oswald, den er wirklich traf.

„Wenn ich dich nicht mitnehmen kann, sollst du auch nicht leben,“ murmelte er.

Der Knabe sank mit einem lauten Aufschrei zurück und rötete das Bett und sein Hemd mit seinem Blute.

Herr Köhring beugte sich in großer Angst über den Jungen. Aber Müller ging heiser lachend, geführt von dem Studentchen, zur Türe hinaus.

IV.

Der Sohn des Räubers.

Bis jetzt hatte noch kein Raub ein so bedeutendes Aufsehen gemacht, als der über die Massen freche Postraub in Würges. Wenn solche Greuelthaten möglich waren, ohne daß weder die volkreiche Gegend, noch das feste, wohlverwahrte Haus, noch das kaiserliche Wappen über der Haustüre die übermütigen Raubgesellen zurückschrecken konnten, war alles möglich. Der Schrecken und die Angst flogen in's Ungeheuere, Maßlose.

Was man bisher ohne Erfolg angestrebt hatte, eine Vereinigung der verschiedenen Länder und Herrschaften zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Räuber, kam jetzt zustande und zwar außergewöhnlich schnell.

Am 10. Januar war der Raub in Würges geschehen und am 28. Januar saßen schon zwölf ehrwürdige Perücken mit großen Brillengläsern auf ihren Nasen in Weßlar zusammen, um scharfe Maßnahmen gegen das lose Raubgesindel zu beraten.

Es waren Deputierte von seiten Kur-Triers, von Nassau-Oranien, aus Nassau-Usingen, aus Nassau-Weilburg, aus Anhalt-Schaumburg, aus Solms-Braunfels, aus Wied-Neuwied, aus Wied-Runkel, aus Solms-Lich, aus Solms-Laubach, aus Solms-Rödelheim und von seiten der Reichsstadt Weßlar.

Als Veranlassung dieser außerordentlichen Zusammenkunft wird in der Urkunde darüber wörtlich angeführt: „Die durch das in den Ländern zwischen dem Rhein, der Lahn und der Nidda herumziehende Raubgesindel sich täglich mehrende Unsicherheit und verschiedene, seit einiger Zeit geschehene gewalt-

same Einbrüche in Hundsangen, Daisbach, Ehringshausen, Haingründen, Breitenau, Hilscheid, Bönstadt, besonders aber die Beraubung an dem kaiserlichen Posthalter zu Würges."

Verabredet wurden zur besseren Überwachung des herumstreichenden Gesindels eine Verschärfung des Paßwesens. Ebenso wurden schwere Strafen angesetzt, wenn die Nachbarschaft bei einem Einbruch den Überfallenen nicht zu Hilfe käme, und wurden Streifzüge und Visitationen in verdächtigen Häusern, einsamen Mühlen und Höfen angeordnet.

Einen solchen Streifzug hatte kurz nach dem Einbruch in Würges der kurtrierische Oberamtmann von Schütz in Gemeinschaft mit dem nassauischen Amtmann Bigelius und dem wiedischen Leutnant Zengerle aus Kunkel unternommen, und hatte man hauptsächlich das Augenmerk auf die höchst verdächtige Fuchsen- und Hasenmühle gerichtet. Der Streifzug hatte aber keinen sonderlichen Erfolg. Die Vögel waren ausgeflogen und von dem Hasenmüller und seiner Tochter heißt es in den Akten: „Man hat aus diesen verstockten Personen nur wenig herausbringen können."

Nach diesem Stoßseufzer berichten die Akten weiter: Alle Spuren hätten unwiderleglich darauf hingewiesen, daß auf der Fuchsen- und Hasenmühle der Ausgangspunkt gewesen sei, von wo aus das Raubgesindel den Einbruch in der Post zu Würges unternommen habe. Die Augenscheinlichkeit sei so groß gewesen, daß der Hasenmüller und Konsorten nicht zu leugnen wagten. Ebenso wenig hätten sie geleugnet, daß der beträchtliche Raub dort geteilt worden sei, allein sie hätten vorgegeben, mit Gewalt zur Hergabe der Mühle gezwungen worden zu sein. Als Beweis dafür hätte der Hasenmüller ein Blutspeien vorgeschützt, das er angeblich daher habe, weil ihn Schinderhannes gezwungen, einen Maßkrug Weines auf einen Zug zu leeren. Weiterhin habe er auf die Verwüstung in seinem Hause und die Verwundung seiner Tochter hingewiesen und erzählt, wie bei der Teilung des Geraubten zwischen dem Niederländer Picard und

Schinderhannes ein furchtbarer Streit ausgebrochen sei, so daß sie alle hätten flüchten müssen, wenn sie nicht wollten verloren sein. Seine Tochter habe ein Schuß in die Schulter getroffen. Endlich sei Schinderhannes mit dem besten Teil der Beute abgezogen. Picard habe getobt wie ein Rasender und mit den fürchterlichsten Eiden geschworen, den Schinderhannes zu töten, wo er ihn treffe. Mehr wüßten sie nicht. Sie hätten gehört, das Geld sei aus der Post zu Würges, aber die Räuber hätten ihnen nicht anvertraut, was sie mit dem Gelde machen, und wohin sie sich mit dem gestohlenen Gute flüchten würden.

Das Aktenstück schließt mit den Worten: „Dieser Art Leuten ist insgemein nicht zu trauen. Sie wissen ihre Schelmerei hinter einem einfältigen Auseren zu verstecken. Sie fingieren Tölpel und sind abgefesimte Spitzbuben. Man hatte alle Ursache den Hasenmüller für einen der schlimmsten Helfershelfer des Gesindels zu halten, aber man mußte ihn nach einigen Tagen Arrest mit einer Verwarnung entlassen, ohne eine Spur von dem Raube oder den Räubern entdeckt zu haben. Das geraubte Geld und Gut ist unwiederbringlich verloren, und die Mißhandelten haben ihre Schläge und Wunden umsonst.“

Die Mißhandelten hatten in der That ihre Schläge und Wunden umsonst. Niemand schaffte ihnen Genugtuung. Aber sie waren noch froh, so mit dem Leben davon gekommen zu sein. Der Posthalter erholte sich zuerst. Bald schmeckte ihm wieder sein Pfeifchen. Die Geschichte wurde ihm nur unangenehm, wenn seine Frau anfing mit krassen Farben das feige Benehmen der Würgeser und seine eigene Furchtsamkeit auszumalen und dieser Hasenherzigkeit das heldenhafte Auftreten des Wetters Köhring gegenüberstellte.

„Das ist doch ein Mann,“ pflegte sie zu sagen. „Hätten noch zwei seiner Art ihm zur Seite gestanden oder hätte er meines Mannes Waffen gehabt, er hätte das ganze Räuberkorps allein zum Kuckuck gejagt. Aber da ist der Würgeser Schultheiß, der Bauchgrimmen bekommt, wenn die Sturm-

glocke läutet; da ist der Förster Kraft, der den Herrn Räubern aus lauter Artigkeit, damit sie sich nicht weiter zu bemühen brauchen, die Hände zum Binden hinhält; da ist mein Mann, der vor dem Knall seiner eigenen Flinte zittert: das sind lauter Hasenfüße, wo man nicht weiß, wem man den Preis zuerkennen soll. Denen wäre jede Nacht eine solche Lektion zu wünschen. Dann würden sie vielleicht anderen Sinnes werden."

Dem jungen Oswald dagegen wandte die Frau Obers ihr ganzes Mitleid zu und pflegte den Schwerverwundeten mit einer Liebe und Aufopferung, die ihresgleichen suchte.

Denn weder Oswald noch die Lieselene hatte der Räuber zu Tode getroffen.

Es ist merkwürdig, welche Verwundungen der menschliche Körper auszuhalten vermag. Der letzte Krieg hat uns Proben genug davon gegeben. Es sind ja Fälle in Menge vorgekommen, wo Schwerverwundete Tag und Nacht der menschlichen Hilfe und Pflege entbehren mußten, wo andere von einer Menge Kugeln gestreift und durchlöchert waren und haben doch wieder mit Gottes Hilfe ihre Gesundheit erlangt.

Lieselene wurde noch rechtzeitig von Holzdieben entdeckt, die die ohnmächtige, vom Blutverlust geschwächte Frau nach ihrer Hütte schafften. Die Messerklinge war statt das Herz zu treffen an einer Rippe abgeglitten, hatte aber doch die Lunge einigermaßen verletzt. Wenn die arme Frau eine rechte Pflege gehabt hätte, so wäre sie vielleicht wieder ganz und gar geheilt worden. So jedoch kam sie wohl bald genug wieder auf die Beine, blieb aber ihr Leben lang kränkelnd und hüstelnd.

Bei Oswald stach die Kugel zwischen zwei Knochen fest und konnte auf keine Weise herausgeschafft werden. Der arme Junge litt Unsägliches unter den Händen der verschiedensten Pfuscher und schwebte lange zwischen Leben und Tod, bis es einem von Frankfurt herbeigerufenen Arzte gelang, die Kugel zu entfernen. Jetzt war aber der Knabe so geschwächt, daß er nur höchst langsam sich wieder erholte.

Längst blühten die Bäume im Tale, und der Wald hatte sein grünes Sommerkleid angezogen, als eines Morgens, ehe die schwächende Mittagshitze eintrat, Oswald noch immer bleich an der Seite seines Pflegevaters, des guten Pfarrer Wagner, den Weg nach dem Weiltale hinschritt, um, nun endlich genesen, im heimischen Pfarrhause sich ganz zu erholen.

Er war mit herzlichem Danke von der freundlichen Mutter Obers geschieden, die, statt eine Vergütung für die kostspielige Pflege zu beanspruchen, den Knaben noch reich beschenkt entließ, ungerchnet die verschiedenen Butterbrote, Fleisch, Eier und Wein für unterwegs, was alles dem frischerwachten Appetit Oswald's wohl zu statten kam.

Es war ein herrlicher Gang an dem lieblichen Frühlingsmorgen, ganz anders, als damals an jenem verhängnisvollen Januartage durch Regen, Sturm und Nacht bei der projektirten Reise nach Idstein.

Jetzt lachte der blaue klare Himmel so schön, wie er im Mai nur lachen kann und die Sonne zwinkerte mitten durch die Blütenbäume den Reisenden warm und freundlich entgegen. Und als sie die Höhe erreicht hatten, umfaßte sie der grün geschmückte Wald mit weiten Liebesarmen und hauchte mit seinem kräftigen, balsamischen Odem einen Willkommensgruß auf Mund und Wangen. Die Vögel jubilierten und musizierten. Die Lerchen trillerten, die Amseln sangen, die Finken schlugen und piffen, die Spechte klopften mit hartem Schnabel an hohlen Bäumen den Takt und der Kuckuck ließ seinen einförmigen Gesang ertönen. Die Sonnenstrahlen tanzten zwischen dem Laubwerk lustig auf und nieder und oben in den Kronen der mächtigen Eichen und Buchen rauschte es Beifall.

Dem Knaben ging das Herz auf an diesem sonnigen, sonnigen Maitage. Es sproßte, es grünte, es blühte, es sang, es jubelte ja alles, da mußte auch heraus, was lange als heimliches Weh in seiner Brust gelegen und wovon er geflissentlich noch kein Wort geredet hatte.

„Vater!“ sagte er und eine Träne schimmerte in seinen sanften Augen, die er wie hilfesuchend auf den Pfarrer Wagner gerichtet hatte, „Vater, ich bin doch des Räubers Sohn nicht?“

Des guten Pfarrers Angesicht hatte geleuchtet wie der Maitag selbst, aber jetzt fuhr es darüber hin wie eine finstere Wolke. Den Knaben fröstelte es. Sie traten eben in einen dunkeln, feuchtkalten Grund, nur von schwarzen Tannen und üppigen Erlen überschattet.

„Er wird es wohl nicht sein,“ sagte nach einigem Zögern der Pfarrer, aber seine Stimme hatte nicht die sonstige Klarheit. „Wir haben nichts, als das Wort des Räubers, dem ist aber weder Kraft noch Giltigkeit beizulegen.“

„Wie konnte er aber das Zeichen wissen, das ich auf der Brust habe?“ fragte Oswald in ängstlichem Tone.

„Wer weiß?“ antwortete der Pfarrer. „Vielleicht ist er hinter das Geheimnis deiner Geburt gekommen. Diese Menschen haben überall ihre Spione und Zubringer. Man wollte dich wahrscheinlich in die Gewalt bekommen, um von deinen Eltern Geld zu erpressen.“

„Warum hat er mich denn tot schießen wollen?“ sagte Oswald mit ungläubiger Miene.

„Weil solche rohe Gesellen im Zorne darüber, daß ihnen eine Beute entrisen wird, dieselbe gern vernichten und zerstören. Weil du nicht in seine Hände fallen konntest, solltest du auch nicht mehr leben,“ erwiderte in raschem Tone der Pfarrer.

„Wäre es nicht ebenso denkbar, daß der Mann aus Rache schoß, weil sein Sohn ihn nicht anerkennen und nicht mit ihm gehen wollte?“

Der Pfarrer stuchte bei dieser Frage Oswald's, die ihm bewies, daß die Behauptungen des Räubers einen tieferen Eindruck auf das Gemüt des Knaben gemacht hatten, als er dachte. Er schwieg verstimmt. Was sollte er noch sagen? Er hatte alles getan, um seinem Liebling die unangenehme Ge-

schichte auszureden. Auch Oswald verfiel in ein dumpfes Grübeln.

So schritten sie in düsterem Schweigen hin durch den herrlichen Frühlingswald. Endlich standen sie auf der letzten Höhe, von wo man das friedliche Dörfchen und das üppig grünende Weiltal überschauen konnte.

„Siehst du, wie die Bauten deines Retters und Freundes, Herrn Köhring, so mächtig vorwärts schreiten? Der Mann mit seinem Eisenwerk wird ein Segen für unser Thal,“ sagte der Pfarrer, um Oswald auf andere Gedanken zu bringen.

Zu anderer Zeit hätte gewiß der Knabe sich interessiert für das große Wehr, was drunten im Bache angelegt wurde, und für das ungeheure Mauerwerk, das etwas weiter unten aus dem Thalgrunde empornwuchs, aber eben war er ganz versunken in den Anblick seiner alten Heimat. „O hätte ich dich nie verlassen,“ rief er mit tränenden Augen nach dem Dörfchen hinunterblickend. „Sie haben mir draußen mein Lebensglück für immer gestört. Ich bin doch der Sohn des Räubers.“

Der Pfarrer schloß den zitternden Knaben in seine Arme. Er fühlte ein herzliches Mitleid mit dem Unglücklichen, auf dessen weiches Herz eine so schwere Last gelegt war. Er hätte ihn wie einst aus dem Wald mit starken Armen durch all das Ungemach, was demselben noch bevorstand, hindurchtragen mögen. „Kind,“ sagte er, „nimm es nicht allzu schwer. Im Leben gibt es oft harte Kämpfe. Aber sie sind immer siegreich und heilsam, wenn sie mit den rechten Waffen geführt werden. Diese Waffen heißen demütige und geduldige Ergebung in Gottes Willen und felsenfestes, hoffnungsreiches Vertrauen auf Gottes Hilfe. Gott hat noch niemand getäuscht. Seine Weisheit sieht noch Mittel und Wege, wo unser blödes Auge nichts mehr erkennen kann und seine Liebe lenket alles zu unserem Besten. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen.“

Diese Worte seines väterlichen Wohltäters und Lehrers

übten einen ungemein beruhigenden Eindruck auf das Gemüt des Knaben, viel mehr als vorher des Pfarrers Wahrscheinlichkeitsgründe, daß der Räuber nicht sein Vater sei. Viel gefasster schritt er der alten Heimat entgegen. Und als ihm alles so bekannt, so freundlich entgegenwinkte: das alte, liebe Pfarrhaus und oben das Fenster seines Stübchens, wo auf dem außerhalb angebrachten Brette, von liebender Hand gepflegt, seine Lieblingsblumen blühten und dann unten die Spielplätze seiner Kindheit, der weite Hof mit den gackernden Hühnern und dem plätschernden Brunnen, daneben der Garten mit seinen Lauben und Hecken und blühenden Obstbäumen, und als Kastor der Haushund vor Freude ihn wiederzusehen ganz außer sich geriet, bald an ihm in die Höhe sprang und ihm Gesicht und Hände leckte, bald heulend und winselnd sich auf der Erde wälzte, bald laut bellte, als wolle er jedermann verkündigen, der Liebling des Hauses sei zurückgekehrt; als die sonst stille und ruhige Pfarrerin mit dem Kochlöffel in der Hand direkt aus der Küche herausgestürzt kam und unter fließenden Tränen ihn umarmte und küßte; als die Kinder des Pfarrers ihn mit Jubelgeschrei umringten und jedes nach einer Gunstbezeugung von ihm verlangte und jedes zuerst erzählen und seine Sachen zeigen wollte — da ward es dem armen Jungen wieder so wohl, so heimatfelig zu Mute, daß alles, was geschehen war, ihm fast nur noch als ein häßlicher, wüster Traum erschien.

Der folgende Tag nach ihrer Ankunft war ein Sonntag und zugleich ein glänzender Sonnentag voll Pracht und Weihe. Man hätte denken sollen, ein solcher heller, lichter Tag könne nur Glück und Frieden spenden, aber daß auch das Gegenteil einzutreten vermochte, bewies Oswald, in dessen junges Leben es arg einstürmte und für den wieder dieser Tag verhängnisvoll werden sollte.

Ohne Ahnung desselben genoß er in vollen Zügen Heimatsluft. Er suchte ein Lieblingsplätzchen nach dem andern auf. Die nach langen Leiden wiedergefundene Heimat und die erwachende

Gesundheit gaben ihm an allem doppelte Freude. Es war alles wie sonst und doch ihm ganz anders, viel schöner, viel zauberlicher.

Da waren im Garten die zierlichen Beete der Frau Pfarrer mit jungem Salat und üppigem Gespülze, während auf den Rabatten neben Johannisbeeren- und Stachelbeerensträuchern duftige Narzissen und herrlicher Goldlack blühte. Da strahlte das mit Aurikeln eingefasste Blumenrondel des Pfarrers mit den jetzt in allen Farben prangenden Tulpen. Auf der wohlgeschützten Blumenbank daneben begannen bereits die zahlreichen Spielarten von Fuchsien und Geranien ihre Pracht zu entfalten.

Aber alles überduftete der alte Fliederbaum, aus dessen Blütenmenge die Sonnenstrahlen unendlichen Wohlgeruch hervorküßten. Dort brummte und summt es denn auch von unzähligen Käfern, Mücken, Bienen und Hummeln, ebenso wie in dem schlanken Kirschbaum, aus dessen weißer Blüte sich die ersten schwarzen Herzkirschen entwickelten und in dem weitästigen Birnbaum, der so gute Sommerbirnen hervorbrachte. Vornehmer als das Bienen- und Käfergeschmeiß wiegten sich einzeln und geräuschlos schöngefärbte Schmetterlinge durch die Luft, nur hier und da aus Narzissen und Tulpen süßen Honig naschend.

Um den nahen Kirchturm zwischerten ganze Heere von Schwalben, die unermüdllich hin- und herschossen und die im Sonnenschein spielenden Mücken fingen.

Der Nachbar Roth dagegen stand noch ungewaschen und ungekämmt mit alten niedergetretenen Schuhen an den Füßen, mit kurzer brennender Pfeife im Munde beobachtend vor seinem Bienenstand, während seine Kinder, der Peter und die Ammi, schon im höchsten Sonntagsstaat durch die Gasse stolzierten, fest überzeugt, daß jedermann die neue Weste Peter's und die neue Schürze Ammi's sähe und bewundere.

Jetzt läutete eine einzelne Glocke den Gottesdienst an, die

durch die Sonntagsstille weithin schallte, und bald zogen schwarze Scharen von Kirchgängern aus den eingepfarrten Dörfern die gegenüberliegende Bergwand herunter und sammelten sich in einzelnen Gruppen auf dem Kirchhofe. Dann läuteten alle Glocken zusammen zum Gottesdienst.

Wie lange war es her, daß Oswald diese feierlichen Klänge nicht mehr vernommen hatte. Sein Herz war bis zu Tränen weich. Und als er nun in die wohlbekanntesten heiligen Räume hineintrat, wurde es ihm so feierlich und dankbar zu Mute, wie kaum je zuvor. Mit gespannter Aufmerksamkeit hing sein Blick an dem Munde des guten frommen Pfarrers und jedes seiner Worte drang tief in sein kindlich gläubiges Gemüt. So sah er nicht, wie die Leute nach ihm hinschielten und sich darauf in die Ohren zischelten und seine Anwesenheit eine ordentliche Bewegung in der Kirche hervorrief, und wie ihm drohende Blicke folgten, als er noch ganz versunken in seine andächtige Stimmung aus der Kirche nach dem Pfarrhaus hinschritt.

Am Nachmittag machte Oswald einen Gang in das Dorf, um seine alten Freunde und Schulkameraden zu begrüßen. Die Frau Pfarrer, der nichts Gutes ahnte, hätte ihn gern zurückgehalten, aber den Grund, warum sie ihn nicht wollte gehen lassen, durfte sie ihm nicht sagen und einen andern Grund fand sie nicht. Sie hätte gewünscht, ihr Mann, der zu einer Taufe auswärts war, wäre daheim.

Um dem Knaben einigen Schutz zu gewähren, schickte sie ihr ältestes Töchterchen, das schwarzäugige muntere Gretchen mit ihm und schaute ihm mit ängstlichen, trüben Blicken nach.

Oswald hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ihm durch die Gerüchte über seine Räuberabstammung eine völlig veränderte Gesinnung und Stimmung im Dorfe begegnen würde. Allein er sollte es bald genug erfahren.

Sein freundlicher Willkommensgruß, den er mit herzgewinnendem Lächeln diesem und jenem zurief, wurde nirgends erwidert. Der eine, der im Fenster gestanden hatte, schlug mit

Geräusch die Fensterflügel wieder zu. Ein anderer, der im Hof-
tor sein Pfeifchen rauchte, zuckte verlegen die Achseln und
brummte etwas in den Bart. Ein anderer, der ihm auf der
Straße begegnete und dem er die Hand entgegenstreckte, wich
ihm aus wie einem Pestkranken.

Oswald war so bis in die Mitte des Dorfes gekommen,
wo Sonntagsnachmittags der größte Teil der Männer rauchend
und schwäzchend um die Dorflinde saß. Das Thema ihres Ge-
sprächs mußte Oswald gewesen sein. Denn bei seiner Erschei-
nung verstummten plötzlich alle. Aber nur grimmige, finstere
Gesichter antworteten seinem höflichen Gruße, und als der
Knabe kaum vorüber war, entstand ein wahrer Tumult und
Drohrufe wurden laut.

„Gretchen, sage mir, was haben die Leute nur?“ fragte
Oswald auf's höchste beunruhigt durch die sichtlich feindliche
Stimmung des Ortes. „Ich habe ja doch niemand etwas getan,
und früher sind alle so freundlich und gesprächig gewesen.“

„Vater und Mutter haben schon oft darüber geredet,“
meinte Gretchen, indem ihr Gesichtchen zugleich etwas Geheim-
nisvolles und Altfluges annahm. „Ich sollte dir eigentlich
nichts sagen, aber du dauerst mich. Die Leute sind gar zu garstig
gegen dich. Sie sagen, du seiest eines Räubers Sohn. Du
würdest das Dorf anzünden, und dein Vater würde alles
rauben und plündern. Der Förster Kraft mit seinem Schwäzen
ist an allem schuld.“

Oswald war leichenbläß geworden. Ein schmerzliches Stöh-
nen kam aus seiner Brust hervor. Er faßte krampfhaft des
Mädchens Hand und zog sie hastig mit sich fort, um auf einem
Nebenwege durch die Wiesen das Pfarrhaus wieder zu er-
reichen.

Dort begegnete ihnen eine Schar spielender Knaben. Kaum
hatten sie Oswald erblickt, als sie nach allen Seiten ausein-
ander fuhren. Nachdem sie aber glücklich entwischt waren, schrien
sie hinter ihm drein: „Räuberbub!“ „Räuberbub!“ Den Schrei-

enden schlossen sich neue Hilfstruppen aus dem Dorfe an, und bald war es fast die ganze Dorfjugend, die dem Unglücklichen auf den Fersen folgte und ohne Aufhören schrie: „Räuberbub!“

Dem ohne Grund angefeindeten und beschimpften Knaben wallte ein heißer Zorn auf. Er griff den nächsten Schreihals, um ihn derb zu züchtigen.

Da hatte er jedoch Öl in das Feuer geschüttet. Jetzt erhob sich ein wildes Schreien: „Er mordet ihn, er mordet Schäfers Andres.“

Die Mutter hörte den Hilferuf und rasch, die Gefahr ihres Lieblings begreifend, lief sie mit aufgelöstem Haare durch die Gassen des Ortes immer fortschreiend: „Hilfe! Rettung! der Räuberbub mordet meinen Andres!“

Schon waren etliche der an der Linde Versammelten dem kleinen Schreihals zur Hilfe geeilt. Das Kreischen der Mutter brachte immer mehrere auf die Beine.

Oswald sah sich, ehe er nur den Kleinen gepackt hatte, von allen Seiten umringt und von dem Heimweg nach dem Pfarrhause abgeschnitten. Er mußte auf seine Rettung denken, wenn er nicht unter die derben Fäuste der empörten Bauern kommen wollte.

Es begann eine wahre Hezjagd. Oswald war sonst ein flüchtiger Junge und in allen körperlichen Übungen gewandt, so daß ihn so leicht niemand im Laufen übertraf, aber viele Hunde sind des Hasen Tod, und weiter waren seine Körperkräfte durch die langwierige Krankheit erschöpft. Nur mit Mühe entwand er sich den erhitzten Gegnern. Seine Brust keuchte, der kalte Schweiß der Ohnmacht stand ihm auf der Stirne. Noch einige Sekunden und er wäre seinen rohen Verfolgern in die Hände gefallen. Da sah er eine Haus- und Stubentüre offen stehen. Er stürzte hinein.

Die äußerst einfache Stube schien leer zu sein. Aber auf einmal erhob sich eine hohe Frauengestalt, die in einer Ecke gekauert hatte. Es war Lieselene.

„Da bist du ja selbst, mein liebes Kind, mit dem sich eben meine Gedanken beschäftigten,“ sagte sie. „Ich wußte noch nicht, daß du zurückgekehrt seist. Aber wer hat dir etwas getan? Wie siehst du aus?“

„Rettet mich, Lieselene!“ rief Oswald, als er ein wenig zu Atem kam. „Sie wollen mich totschlagen, weil ich eines Räubers Sohn sei.“

Lieselene's schwarzes Auge glühte wie einer Tigerin Auge, der man ihr Junges rauben will. Sie trat schützend vor ihn. Denn draußen wurden die Stimmen der verfolgenden Bauern laut: „Schlagt die Hexe mit ihm tot. Sie hat immer mit den Räubern in Verbindung gestanden.“

Trotz dieser drohenden Worte hatte noch niemand gewagt, das Haus zu betreten, allein jetzt fielen schwere Steine durch die Scheiben der Fenster in die Stube, die den Aufenthalt dort gefährlich machten. Da trat denn Lieselene, den Knaben an der Hand, geradezu zu der Menge heraus, die bei ihrem Anblick scheu zurückwich.

Diese seltsame Frau hatte etwas in ihrer Art, was dem abergläubischen Volke eine gewisse Furcht einflößen mußte. Der Hexenglauben war noch nicht ausgestorben. Lieselene's geheimnisvoll einsiedlerisches Wesen und ihre phantastisch feierliche Weise trafen aber mit den Vorstellungen ziemlich zusammen, die man sich von solchen mit übernatürlichen Kräften versehenen Personen bildete. Dazu kam, daß, als sie die Vermutungen der törichten Menge merkte, sie mit einem wahren Hohn absichtlich den Glauben an ihre Hexenkunst vermehrte.

Auch jetzt spielte bei dem scheuen Zurückweichen der Leute ein höhnisches Lächeln um ihren Mund. Sie ließ ihre unheimlich brennenden Augen wild im Kreise herumgehen. Dann schüttelte sie ihr starkes schwarzes Haar, daß es aller Banden frei um ihre abgemagerte Gestalt herumwogte. Hierauf beschrieb sie mit ihrem hageren Arme phantastische Kreise in der Luft und bezeichnete einen Strich auf dem Boden und rief mit hohler

geisterhafter Stimme: „Wehe, wer diesen Strich überschreitet gegen meinen Willen! Er ist ein Kind des Todes. Langsam wird er dahinzehren. Der Schlaf wird ihn fliehen Tag und Nacht, bis ihn der ewige Schlaf umfängt. Wehe dem, der mir nicht für jede zerbrochene Fensterscheibe einen blanken Gulden an das Fensterbrett legt, ehe morgen frühe die Sterne erbleichen. Der Alp wird ihn jede Nacht drücken, und sobald er ausgeht, muß er einen Toten schleppen bis zum nächsten Kreuzweg.“

Die meisten hörten mit Grausen diese Worte mit an, und Lieselene's Gaukeleien hätten gewiß Erfolg gehabt, wenn nicht der alte Förster Kraft, der sich mehr vor Räubern als vor Hexen fürchtete, den dünnen Faden des Aberglaubens, der zum Schutze Oswald's dienen sollte, durchbrochen hätte. Der Förster Kraft hatte noch einen Zorn auf Lieselene wegen ihres Spottes über seine Feigheit.

„Lasset euch doch nicht von dem Weibsbilde zum besten halten,“ sagte er, sein Kinn weit vorstreckend. „Schlechter mag die Lieselene sein wie unsereiner, aber mehr verstehen tut sie nicht. Wenn sie aber absolut eine Hexe sein will, so können wir drunten am Wehr Hexenprobe halten und sie einmal in's Wasser tauchen.“ Er schritt bei diesen Worten über den gezogenen Strich auf Lieselene und ihren Schützling zu.

Als auf diese Weise die Schranke durchbrochen war, unternahmen noch andere das Wagnis, und die Gefahr für Oswald wuchs wieder entschieden. Aber da nahte ein besserer Helfer in dem Pfarrer Wagner, den das weinende Gretchen ihm nachgeschickt.

Der sonst so freundliche und gesprächige Mann ging unter finsterem Schweigen und mit ernst strafendem Blick durch die betroffene Menge gerade auf Oswald zu und ergriff seine Hand. „Komm!“ sagte er. Aber dann wandte er sich zürnend an die Umstehenden: „Ich habe bisher geglaubt, unter friedlichen und gerechten Leuten zu wohnen, aber ihr seid nicht viel besser

als Mörder. Was hat euch denn dieser unglückliche Junge getan, daß ihr ihn heßt und verfolgt bis auf das Blut? Die Angst macht euch wahrhaftig blind und toll. Kennt ihr den Oswald nicht als einen sanften, braven Jungen? Was soll denselben so auf einmal verändert haben? Am meisten aber betrübt mich, daß ich nicht bloß unbesonnene Jugend, sondern auch ältere Männer hier sehe, denen man mehr Verstand hätte zutrauen sollen. Auch Ihr seid da, Förster Kraft. Euch muß ich sagen, daß Ihr, seit Ihr mit Eurem törichten Geschwäze das Dorf aufreizet, in meiner Achtung sehr gesunken seid. Ich hätte Euch keine so elende Feigheit und erbärmliche Gesinnung zugebraut. Von den Räubern lasset Ihr Euch gutwillig prügeln und einen wehrlosen, unschuldigen Knaben verfolgt Ihr. Gott bessere es."

Nach diesen Worten schritt der Pfarrer, Oswald an der Hand, mit starken Schritten heimwärts, während die Leute völlig verdukt und stillschweigend davonschlichen. Nur hinter dem Förster drein wagten einzelne zu fchern. Denn er sah aus wie ein begossener Pudel.

Lieselene hatte sich beim Nahen des Pfarrers entfernt. Denn sie vermied es, mit demselben zusammenzutreffen. Sie kauerte wieder in einer Ecke ihrer Stube wie vorher. Als aber das Volk sich verlaufen hatte, sprang sie plötzlich auf und schaute, ob sie vielleicht noch einen Zipfel von Oswald entdecke. Dann lief sie in höchster Aufregung in ihrem Zimmerchen auf und ab, mit den Armen fechtend und einzelne Worte und Sätze ausstoßend.

Wer sie so gesehen hätte, hätte nicht länger an ihrem Wahnsinn gezweifelt, und doch war ein gewisser Zusammenhang in ihren abgerissenen Worten.

„Ich könnte ihn reich und glücklich machen,“ sagte sie plötzlich stehenbleibend. „Nur ein Wort kostet es mich. Es wäre schön mit anzusehen, wie sie im Dorf Nase und Mund aufsperrten.“ Dann rannte sie wieder gestikulierend hin und her.

„Nein, nein, ich tue es nicht,“ rief sie heftig und laut. „Er wäre für mich auf immer verloren. Er würde mich als eine schändliche Verbrecherin verabscheuen, wenn ich auch mein Blut vergossen habe, daß er nicht in die Hände der gottvergessenen Räuber fallen sollte. Er ist mein und soll mein bleiben. Ich will nicht umsonst das Verbrechen um ihn getan und die vielen Opfer gebracht haben.“

„Er wird freilich,“ begann sie nach einer Weile in milderem Tone, „viel durchmachen müssen, der arme Junge, weil ihn jetzt jederman für den Sohn des „Daumen“ hält, aber es schadet ihm nicht. Er ist ein wenig gar zu weich und weibisch. Die Kämpfe werden ihn männlicher machen.“ Darauf schrie sie wieder lauter: „Nein, nein, ich tue es nicht, und wenn er noch schwerer zu kämpfen hat. Er wird es durchsetzen. Er wird lernen und ein großer, berühmter Mann werden. Wir werden in eine andere Gegend gehen, wo man uns nicht kennt. Er wird mich vielleicht noch Mutter nennen. Mutter, Mutter! Ich liebe ihn fast heißer, als wenn ich seine eigene Mutter wäre. Habe ich ihn nicht mit meiner Brust genährt, mit meiner Wärme gewärmt in Wetter und Frost? Habe ich nicht für ihn gearbeitet Tag und Nacht? Bin ich nicht seine Mutter?“

Doch wir wollen dieses seltsam verirrte Menschenkind mit seinen bösen und guten Gedanken, mit seinem Haß und seiner Liebe, die es wie ein Rohr hin- und hertreiben, allein lassen und uns zu Oswald wenden.

Es war ein wundervoller Frühlingsabend, angenehm kühlend ohne kalt zu sein. Nur ein zarter Hauch ging durch die Luft, mit Blättern und Gräsern spielend und Ströme von Wohlgeruch mit sich führend. Im Busche flötete die Nachtigall, und still und friedlich kam der Mond aus dem dunklen Bergwald hervorgestiegen in das liebliche Thal, ein sanftes Licht verbreitend.

Da saßen der Pfarrer Wagner und Herr Köhring in ernstem Gespräche auf der Gartenbank vor dem Pfarrhause, ihre

Pfeifen rauchend und ein Glas Wein trinkend. Ihr Gespräch betraf das Schicksal Oswalds, den sie längst schlafen wähten. Allein derselbe stand gerade über ihnen und horchte zu dem halbgeöffneten Fenster hinaus in schweren Seelenkämpfen auf ihre Worte.

In dem Knaben arbeitet ein Entschluß. Er fühlte, daß es in seiner alten Heimat nicht so weiter gehen könne. Er mußte fort. Aber wohin? Gehörte das Kind nicht zum Vater?

Oswald legte sich die Frage vor, ob er eigentlich das Recht gehabt habe, damals in Würges seinem Vater den Gehorsam zu verweigern. Gott hatte ihn einmal in dieses traurige Verhältnis hineingesetzt, so durfte er nicht sofort fliehen. Er mußte wenigstens einmal den Versuch machen, seinen Vater dem Räuberleben zu entführen, ihn zu besserer Einsicht und zur Buße zu bringen.

Was er in Würges mit Schaudern verweigert hatte, das wollte der hochherzige Knabe jetzt freiwillig tun. Er wollte gehen, um die Räuberbande und Müller den Daumen aufzusuchen. Nur ein Zweifaches machte seinen Entschluß noch schwankend. Das eine war das Bedenken, ob Müller auch wirklich sein Vater sei, und das andere, ob seine Entfernung dem guten Pfarrer Wagner nicht allzu weh tun würde.

Über beides erhielt er jetzt unten Antwort.

Herr Köhring sagte mit seiner tiefen Stimme, der man eine gewisse Wehmut anhörte: „Ich habe durch die Ähnlichkeit, die der Knabe mit meiner Frau hat, verführt ein paar Stunden in der Hoffnung geschwelgt, es sei vielleicht Oswald das Kind, welches mir vor etwa fünfzehn Jahren gestohlen worden ist. Es wurde damals ein Einbruch in meinem Hause versucht. In der dadurch entstandenen Verwirrung ist mein Kind spurlos verschwunden. Es war unser einziges Kind. Sie können sich denken, Herr Pfarrer, daß wir kein Mittel, kein Geld, keine Mühe schonten, um unser geraubtes Kind wieder zu erlangen. Allein alles war vergebens. Wie oft ist seitdem unsere Hoffnung

wieder angeregt, und sind wir zu neuer Anstrengung angefeuert worden. Aber immer umsonst. Auch diesmal, wo die Ähnlichkeit, das Alter neue Aussicht eröffnete, habe ich das mögliche getan. Aber nirgends ist eine Spur zu entdecken. Ich muß Ihnen offen gestehen, ich bin jetzt der festen Überzeugung, daß er des Räubers Sohn ist. Lange habe ich mir selbst etwas vorzulügen versucht. Aber so oft ich mir das Benehmen des Räubers zurückrufe: es enthielt bei aller Rohheit und Grausamkeit Wahrheit. Sie können sich darauf verlassen. Er ist des Räubers Sohn."

Wenn die beiden nicht so von ihrem Gegenstand erfüllt gewesen wären, so hätten sie über sich ein leises, aber schmerzliches Wimmern hören können.

„So sehr sich auch mein Gefühl dagegen sträubt,“ sagte der Pfarrer, „daß ich anerkennen soll, daß ein so zarter, edler Sproß aus solchem faulen Stamme hervorgegangen ist, kann ich doch meine bessere Einsicht nicht den verschiedenen Gründen verschließen. Jedenfalls ist aber dann seine Mutter oder Schützerin ein Wesen besserer Art, was schon daraus hervorgeht, daß sie eine gute, christliche Erziehung wünscht. Es wäre mir lieb, wenn ich mit ihr verkehren könnte, um nicht alle Verantwortung allein zu haben. Denn der Knabe darf nicht hier bleiben. Er würde an der Gehässigkeit und den Verdächtigungen der Leute zu Grunde gehen. Er muß fort, recht weit fort. Auch in Idstein wollen sie ihn nicht nehmen, weil er der Sohn eines Räubers sei.“

Jetzt schloß sich oben das Fenster. Oswald hatte genug gehört. „Fort, ja fort, recht weit fort!“ murmelte er.

Es wäre ihm besser gewesen, wenn er noch gehört hätte, wie Herr Köhring den Entschluß aussprach, ihn an Kindesstatt anzunehmen und ihn unter seinem Namen in Köln die Kaufmannschaft lernen zu lassen. Vielleicht wären ihm einige bittere Gefühle erspart geblieben, die ihn jetzt erfüllten.

Unten war längst zwischen den beiden ernstern, wohlmeinenden

den Männern das letzte Wort verhallt. Schon neigte der Mond sich zum Untergange. Der erste Schein des Tages zeigte sich im Osten. Da schlich fast gebrochen vor Herzeleid der Knabe, ein Bündelchen unter dem Arm, aus dem Hause. Er schob einen Zettel zwischen Laden und Fenster. Dann umfaßte er noch einmal mit großem Blick alles, was er so gern gehabt, wo er so froh gewesen: Haus, Hof, alles, alles. Schluchzend schlug er die Hände vor das Gesicht und lief laut weinend den Berg hinan dem Walde zu.

Den Morgen war das Dorf in der höchsten Aufregung.

Es hieß: „Oswald ist fort unter die Räuber. Der Pfarrer ist ihm mit zwölf Mann wenigstens nach, um ihn zurückzuholen.“

Da stand plötzlich die unheimliche Gestalt der Lieselene vor der Pfarrerin. „Ist er wirklich fort?“ fragte sie hastig. „Ja,“ antwortete diese, ihre Tränen abwischend. „Er ist fort, der törichte Knabe. Wir hatten es so gut mit ihm vor. Er hat den zwar unüberlegten, aber gewiß edlen Gedanken, seinen vermutlichen Vater Johannes Müller, den Daumen, von seinem Räuberleben zurückzubringen.“

„Das ist, wie wenn eine zarte Taube in den blutigen Rachen eines Tigers hineinflattert,“ sagte Lieselene am ganzen Körper fröstelnd.

Der Pfarrer kehrte mit seinen Helfershelfern unverrichteter Sache zurück. Sie hatten die ganze Gegend bis über die Hasenmühle hinaus durchstreift und nichts gefunden.

Eine Stunde später stand die Hütte am Bergabhang, worin bisher Lieselene gehaust hatte, leer. Auch Lieselene war verschwunden.

V.

G e r i c h t e .

In dieser Zeit wurde viel der Name des „öffentlichen Anklägers“ oder wie wir jetzt sagen „Staatsanwalts“ K e i l genannt. Und das mit vollem Recht. Denn dieser Mann allein tat zur Vernichtung des Räuberunwesens mehr als alle damaligen Behörden zusammengenommen. Er war es, der zum ersten Mal Licht und Klarheit brachte über das ganze Treiben und die Beziehungen der einzelnen Banden zueinander.

Bisher wurde jede Untat, die geschah, ohne weiteres mit merkwürdiger Verblendung von den Behörden wie von dem Volk dem Schinderhannes zugeschrieben, und geschieht das ja in den Überlieferungen des Volkes noch bis auf den heutigen Tag. Man hatte gar keine Ahnung von der Macht der Verbreitung und Intelligenz der verschiedenen Banden, sondern schob ihre ungeheuren Erfolge auf die Kühnheit und die Geschicklichkeit der einzelnen Führer. In ihnen vermutete man die Seele aller Unternehmungen und hätte nimmer geglaubt, daß eine solche planvolle Organisation dem Ganzen zu Grunde läge. Man wäre deshalb aber auch dem Übel nie an die Wurzel gekommen. Man hätte vielleicht einmal hier und da einen Führer weggefangen, ohne aber im geringsten zu schaden. Denn an seine Stelle wären augenblicklich zehn andere getreten.

Sollte dieser dunklen Macht gegenüber etwas ausgerichtet werden, mußte man neben großer Entschlossenheit und unermüdlischer Ausdauer eine gründliche Kenntnis ihrer Sprache und ihrer Geheimzeichen (Zinken) besitzen; es mußte ihre Lebensart,

ihre Gewohnheiten, ihr Raubverfahren, ihre Schlupfwinkel, ihre Helfershelfer aufgedeckt werden, und was die Hauptsache war, mußte man sich eine genaue Beschreibung der einzelnen Persönlichkeiten verschaffen, indem gerade die Haupthähne der Räuber es liebten, wie weiland Proteus, in den verschiedensten Gestaltungen zu erscheinen, und indem sie stets mit gültigen Pässen versehen waren.

Da trat auf einmal der öffentliche Ankläger Keil, der schon früher einer der tüchtigsten und tätigsten Beamten gewesen war, mit einer Kenntnis aller dieser Räubergeheimnisse und der einzelnen Personen auf, die an das Wunderbare streifte und die Räuber, welche sich nirgends mehr sicher fühlten, in einen solch panischen Schrecken versetzte, daß sie wie scheues Wild auseinander liefen, um sich zu retten.

Wer allerdings die etwas gebeugte, aber immer noch hohe Weibesgestalt kannte, mit den unheimlich blitzenden schwarzen Augen, die stets neben Herrn Keil gesehen wurde, wenn er einen Schlupfwinkel aufsuchte oder ein Gefängnis durchspähte, ob keiner der berüchtigten Räuber-Chefs unter den Gefangenen sich befinde, dem kam alles weniger wunderbar vor.

Es war Lieselene, die rücksichtslos ihre früheren Genossen verriet, teils aus Liebe zu Oswald, der immer noch nicht gefunden war, und den sie auf diesem Wege zu finden hoffte, teils aus Rache gegen die Räuber, denen sie schuld gab, ihr Leben vergiftet zu haben.

Allein vergebens durchforschten ihre ängstlich suchenden Blicke alle Gefängnisse und Schlupfwinkel. Nirgends war eine Spur von Oswald zu entdecken. Nur hie und da wurde ein berüchtigter Räuber entlarvt, der dann mit rachefunkelndem Auge die Lieselene ansah und „witzcher Mossier“ (verwünschter Verräter) zwischen den Zähnen herausknirschte.

Ihr Leben war verwirkt, wenn ein solcher Räuber jemals frei kam. Denn nichts rächte der Räuber furchtbarer, wie Verrät. Hat doch einst Picard einen solchen Verräter mit Lebens-

gefahr aus dem Gefängnis befreit, um ihn dann auf dem Heimweg eigenhändig zu erschießen.

So war ein ganzes Jahr vergangen in fruchtlosen Bemühungen, sowohl der Lieselene, als des Pfarrers und Herrn Köhrings, Oswald war und blieb verschwunden. Und doch hatte das Jahr unendlich viel gefördert. Ein völliger Umschwung der Dinge in betreff des Räuberwesens war eingetreten.

Noch vor einem Jahre waren die Räuber die Dränger und Treiber des Volkes gewesen und hatten überall Schrecken verbreitet. Nun waren sie die Bedrängten und die Getriebenen, und der Schrecken saß ihnen im Nacken und auf den Fersen. Schon mehrere der Hervorragendsten und Kühnsten hatten mit ihrem Verbrecherblute das Beil der Guillotine gerötet. Aber dasselbe sollte so bald nicht ruhen. Erbarmungslos und mit festen, sicheren Tritten schritt jetzt die Gerechtigkeit mit Häscherarmen hinter den Geheßten drein.

Da erscholl auf einmal der Ruf durch Berg und Thal, durch Stadt und Land: „Auch der Schinderhannes ist gefangen.“

Es war wirklich so.

Das Signalement desselben, das der öffentliche Ankläger Keil nebst mutmaßlichen Nachrichten über seinen Aufenthalt in dem „Kölnischen Beobachter“ hatte abdrucken lassen und eine Anzeige des Herrn Köhring im Weiltal, daß schon zweimal Einbruch in seinem neuen Hause versucht worden sei, hatten seine Ergreifung herbeigeführt.

Am 31. Mai des Jahres 1802 hatte der äußerst tätige Amtmann Fuchs von Limburg an der Lahn, den „Kölnischen Beobachter“ und die Anzeige des Herrn Köhring in der Tasche, seit dem Grauen des Tages mit einem Kommando Soldaten die ganze waldreiche Gegend zwischen Niederselters und dem Weiltale durchstreift. Sie waren durch den einsam in einem tiefen Tale gelegenen Hof Hausen, durch die Dörfer Eisenbach und Haintchen gekommen und waren kaum noch eine Viertelstunde von Wolfenhausen entfernt, da hatte der Amtmann

mit seinen scharfen Augen etwa dreihundert Schritt vom Wege entfernt einen gutgekleideten Menschen aus einem Kornfelde heraustreten sehen, der bei dem Anblick der Soldaten stutzte.

Nasch gab Herr Fuchs seinem Pferde die Sporen und einem der Soldaten winkend, daß er nachfolgen sollte, ritt er im Galopp auf den Fremden zu.

Der Fremde, der statt zu fliehen mit Anstand dem Amtmann entgegentrat, war ein hochgewachsener, schöner Mann. Ein runder Hut bedeckte das Haupthaar, das nach der Mode der Zeit vorn in die Stirne hing und hinten zu einem kurzen Zopfe gedreht war. Er trug ein hellblaues kurzes Kamisol und hellblaue enganschließende Hosen, die mit schwarzem Leder wie zum Reiten ausgeschlagen waren. In der Hand führte er eine schwarzlederne Fuhrmannspeitsche mit rotem Griff.

Auf das „Woher? Wohin?“ des Amtmannes antwortete der Fremde höchst unbefangen: „Er habe seine Fuhr im nächsten Orte stehen lassen und wolle eben nach Wolfenhausen, um für den Herrn Köhring im Weiltale Ziegel zu bestellen.“

Der mißtrauische Amtmann ließ sich jedoch mit dieser Antwort nicht abspeisen. Er schickte einige seiner Leute, um nach der Fuhr zu sehen und ritt selbst mit dem Fremden zu dem Ziegler von Wolfenhausen, um über den fremden Mann Auskunft zu bekommen.

Die ausgesandten Soldaten kehrten zurück. Sie hatten keinen Wagen gefunden. Der Ziegler von Wolfenhausen konnte sich nicht erinnern, je den angeblichen Fuhrmann gesehen zu haben. Der Amtmann betrachtete immer mißtrauischer werdend den Fremden.

„Wo habt Ihr Euern Paß?“ rief er. „Ich führe keinen Paß, weil ich in der Nähe im Weiltale zu Hause bin,“ antwortete dieser ruhig.

Aber der Amtmann war jetzt seiner Sache gewiß. „Ihr seid ein Spitzbube,“ donnerte er ihn an und seinen „Kölnischen Be-

obachter“ hervorziehend verglich er Zug um Zug. Sein Gesicht wurde dabei geröteter und triumphierender.

Zuletzt rief er, den Fremden fast mit seinen Blicken durchbohrend: „Ihr seid Schinderhannes.“

Es war, als wenn plötzlich ein Donnerschlag niedergefallen wäre. So mächtig wirkte dieser weit berühmte, schreckliche Name auf alle Gemüter. Aber auch der Fremde verfärbte sich.

„Ergreift ihn, fesselt ihn!“ rief der Amtmann, selbst mit Hand anlegend.

Noch einmal schien sich das Geschick des Schinderhannes glücklich wenden zu wollen. Denn fast gleichzeitig mit dem Amtmann Fuchs war der Leutnant Zengerle von Kunkel in Wolfenhausen eingetroffen und hatte in dem Gefangenen den Deserteur „Jacob Schweikard“ erkannt und denselben als solchen requiriert.

Der Amtmann Fuchs ließ nicht gern aus den Händen, was er einmal hatte, aber da er nichts als die Ähnlichkeit mit dem Signalement im „Kölnischen Beobachter“ für seine Behauptung, der Gefangene sei Schinderhannes, vorbringen konnte, mußte er dem Drängen des Leutnants nachgeben und denselben ausliefern. Aber er gab deswegen seine Sache nicht verloren.

Nach einigen Tagen gelang es ihm denn auch aus der sehr berühmten „langen Hecke“ ein höchst verdächtiges Subjekt Namens „Johann Adam Zervas“ aufzutreiben, der mit aller Bestimmtheit behauptete, den Schinderhannes persönlich zu kennen. Man ging nach Kunkel. Der angebliche Jacob Schweikard stak schon wieder in Uniform und stand schon wieder in Reih und Glied, aber Zervas erklärte ohne weiteres Suchen oder Bedenken ihn als Schinderhannes und erkannte in einem anderen Soldaten einen bekannten Raubgenossen des Schinderhannes, den sogenannten „schwarzen Reichard.“

Schinderhannes leugnete nun nicht länger und wurde in Ketten geschlossen von Limburg über Kirberg und die Platte nebst seinem Genossen nach Wiesbaden transportiert. Statt

von da direkt nach Mainz gebracht zu werden, mußte er noch eine Zeitlang im Gefängnis zu Frankfurt sitzen und kam dann erst nach Mainz.

Auf dem Wege dorthin saß neben Schinderhannes auf dem Karren der Bedeutendste unter allen damaligen Räubern, „Feser“ von den Neuwiedern. Der Ankläger Keil hatte ihn in Begleitung von Lieselene im Gefängnis von Bergen ausfindig gemacht.

Es war jedenfalls ein merkwürdiger Anblick, hier die unstreitig hervorragendsten Glieder des damaligen Räubertums gefesselt nebeneinander sitzen zu sehen, und deutete besser, als Worte es auszusprechen vermochten, auf den Verfall der Räuberherrlichkeit. Feser fühlte auch etwas dergleichen.

Als das eine Rad an ihrem Wagen sich auf einmal nicht mehr drehen wollte und zu stocken begann, sagte er zu Schinderhannes: „Sieh doch, Kamerad! So ist es gerade mit unserem Lebensrade. Mir dünkt, es ist in's Stocken geraten und will nicht mehr fort.“

„Geh, geh!“ antwortete der leichtsinnige Schinderhannes. „Was wird's viel sein. Mit sechs — acht Jahren Galeeren hoffe ich durchzukommen.“

„Ich nicht,“ sagte der tiefer blickende Feser. „Ich glaube, es geht uns beiden um den Kopf.“

Fürwahr, Feser hatte recht. Aber nicht bloß um ihre beiden Köpfe ging es, sondern um noch viele andere Köpfe. Der Untersuchung in Mainz folgten eine ganze Reihe von Untersuchungen Schlag auf Schlag zu Kassel, Heiligenstadt, Hannover, Darmstadt, Gießen, Heidelberg, bis die letzten Überreste der frechen Banden vertilgt waren.

Am längsten wußten sich noch Picard, Damian Hessel, das Studentchen, und Johannes Müller, der Daumen, den Häschern zu entziehen. Johannes Müller wurde sogar noch der Hauptmann einer Räuberbande im Württembergischen. Doch endlich fiel auch das blutige Haupt des Picard und der ver-

schlagene Kopf des Studentchens. Nur Johannes Müller schien dem verdienten Schicksal entgangen zu sein.

Doch wir müssen im Interesse unserer Erzählung zu der Untersuchung des Schinderhannes und seiner Bande zurückkehren.

Wie man in Schinderhannes damals den Mittelpunkt des ganzen Räuberwesens sah, so glaubte man auch, alles nur im geringsten Verdächtige stünde zu ihm in irgend welcher Beziehung und schleppte nun auf Tod und Leben alle anrühigen Subjekte vor die Untersuchungskommission zu Mainz. So tat besonders der Leutnant Zengerle in Kunkel, den der Ruhm, den sich der Amtmann Fuchs in dem benachbarten Limburg durch die Ergreifung des Schinderhannes erworben hatte, nicht schlafen ließ.

So hatte er vor kurzem einen bleichen, zarten Jungen von etwa sechszehn Jahren nach Mainz geliefert, der nach Angaben des Leutnants ein Ausbund von frühreifer Verdorbenheit und eminenter Gefährlichkeit sein mußte. Denn dieser Junge hatte eigentlich den Postraub in Würges veranlaßt, — das heißt alles nach Angabe des Leutnants — indem er seinen Vater, einen der gefährlichsten und blutdürstigsten Räuber, dazu überredete und später beim Einbruch gemeinschaftliche Sache mit demselben machte. Bei dem Kampfe mit einem in der Post logierenden Krefelder Kaufmanne wurde der Knabe verwundet. Barmherzige Samariter, wie der Pfarrer Wagner im Weiltale, nahmen sich seiner an. Allein er vergalt diese Wohlthaten so schlecht, daß er kaum genesen mit dem Pfarrtöchterchen in Gemeinschaft das Dorf anzünden und einen kleinen Knaben ermorden wollte. Er konnte nur daran gehindert werden, indem das ganze Dorf gegen ihn aufstand. So mußte er flüchtig gehen. Er tat es aber nicht, ohne vorher das Pfarrhaus, wo er Aufnahme gefunden hatte, völlig auszurauben. Der Pfarrer setzte ihm mit einer Anzahl junger Männer nach, ohne ihn aber einholen zu können.

Ergriffen wurde dieses höchst gefährliche Subjekt auf dem Treisfurter Hofe bei Kunkel, wo er vorgeblich nach Arbeit suchte, wo ihn aber zum Glück ein Knecht, der ihn früher gesehen und von ihm gehört hatte, erkannte und Anzeige machte.

Der Untersuchungsrichter in Mainz wunderte sich über das sanftmütige Wesen des Gefangenen und über das unschuldig, geistig feine Gesicht des jugendlichen Verbrechers. Aber der fluge Leutnant Zengerle, der seinen wichtigen Gefangenen persönlich nach Mainz gebracht hatte, drehte im Gefühle seiner Überlegenheit seinen grauen Schnurrbart und belehrte den Richter, daß das gerade den hohen Grad der Verschmitztheit und der Verstellungskunst des Gefangenen bezeuge und die Gefährlichkeit desselben recht an's Licht stelle.

Der Untersuchungsrichter war trotz dieser Belehrungen des flugen Leutnants Zengerle von Kunkel geneigt, den mit so großer Wichtigkeit eingebrachten Gefangenen wieder auf freien Fuß zu setzen und hätte es getan, wenn nicht Oswald — denn das war der Gefangene — bei dem kurzen Verhör, das der Richter mit ihm anstellte, seine Verwandtschaft mit Johannes Müller dem Daumen und seine Bekanntschaft mit Schinderhannes eingestanden hätte.

„Wie kamst du mit Schinderhannes zusammen?“ fragte der Richter.

„Ich habe ihn selbst aufgesucht,“ antwortete Oswald.

„Ihn selbst aufgesucht?“ fragte der Richter kopfschüttelnd. „Das verdächtigt allerdings deine Sache sehr.“

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt,“ erwiderte Oswald, „daß, als ich aus dem Pfarrhause im Weiltale floh, ich den törichtesten Gedanken hatte, meinen Vater, den Johannes Müller, auf bessere Wege zu bringen und von dem Räuberleben abzuführen.“

Auf meiner Flucht begegnete ich einem Handelsjüdchen, das mir sagte, es kenne meinen Vater und wolle mich zu ihm bringen. Ich mußte nur erst mit zum Schinderhannes, da er

dort Geschäfte habe. Auch könne Schinderhannes uns die beste Auskunft geben über den Aufenthalt meines Vaters."

"Wie hieß das Jüdchen?" fragte der Richter.

"Muß ich es sagen?" meinte Oswald.

"Ja! das ist deine Pflicht."

"Er hieß Leyser Afrom."

"Ich kenne den Burschen. Da bist du in keine guten Hände gefallen. Das ist der Haupt-Baldower für sämtliche Räuberbanden."

"Er hat mir nichts Böses getan," erwiderte Oswald. "Er hat geglaubt von meinem Vater eine Belohnung zu bekommen, wenn er mich zu ihm brächte, und keine bekommen."

"Erzähle weiter!" mahnte der Richter.

"Bei Schinderhannes, der damals in der Gegend von Frankfurt hauste, verweilten wir nicht lange. Er lachte laut auf, als er hörte, was ich für eine Absicht mit meinem Vater hätte. "Ich wollte, ich könnte bei der Unterredung zugegen sein," sagte er. "Das muß zu drollig werden, wenn dem alten Sünder von seinem Sohne eine eindringliche Predigt gehalten wird. Wie mag er sich bei den frommen Worten wenden und drehen und auf die Früchte der geistlichen Erziehung fluchen. Doch glaube ja nicht Bürschlein, daß du den alten Bären so leicht zu einem sanften Schäflein bekehren wirst und hüte dich vor seinen rauhen Taten! Du wirst überhaupt wenig bei uns ausrichten. Ja, wenn es noch gerade magere Zeit wäre, so wäre es eher möglich, daß man zu Kreuz kröche. Aber eben gehen gerade die Geschäfte nicht schlecht. Was meinst du, „schwarzer Reinhard?"

Bei diesen Worten stieß Schinderhannes dem andern Räuber in die Rippen, und beide lachten, als ob sie bersten wollten.

Schinderhannes hielt mir darauf einen schwer gefüllten Geldsack vor das Gesicht und sagte: "Siehst du, Bürschlein, wir sind wie die Vöglein unter dem Himmel, wir säen nicht und ernten nicht und sammeln auch nicht in die Scheunen, aber wir haben doch Futter. Und allzu schlecht sind wir auch nicht,

wenigstens nicht schlechter als die übrige Welt. Wir treiben nur offen, was diese heimlich tun. Wir sind, mit diesen Hallunken verglichen, noch ehrliche Kerls, und ich glaube, unser Herrgott hat einen besonderen Gefallen daran, daß wir denselben hin und wieder die Geldsäcke leichter machen und den Arm der Gerechtigkeit spielen, der sie sonst doch nicht trifft."

Im ganzen behandelte mich Schinderhannes wohlwollend. „Du meinst es gut," sagte er, „wenn du auch ein Narr bist."

Als ich Abschied nahm, sagte er: „Ich will dir einen Paß geben, der besser und wirksamer ist, als alle gerichtlichen Pässe, wenigstens da, wo ich König bin." Dann schrieb er auf einen Zettel, den ich noch habe:

„Alle die, welche meine Unterschrift kennen und denen dieses Papier vorgezeigt wird, haben den Knaben, genannt Oswald, nach besten Kräften zu schützen und ihm in jeder Weise behilflich zu sein bei meiner höchsten Ungnade."

† † † Johannes durch den Wald.

„Ich habe diesen Räuberpaß nie gebraucht. Hier ist er."

Der Knabe schwieg ein paar Minuten, wie um Atem zu schöpfen, aber auf einen mahnenden Blick des Richters fuhr er in seiner Erzählung fort: „Mein Empfang bei meinem Vater, der in der Gegend vom Donnersberg sein Wesen hatte, war durchaus nicht so freundlich wie beim Schinderhannes, zumal da ich demselben sogleich den Zweck meiner Reise mitteilte.

Ich sprach, so warm ich konnte, und bat ihn kniefällig und unter Tränen, er möchte umkehren, ich wolle mit ihm arbeiten und für ihn sorgen bis an sein Lebensende. Ich weiß, daß ich rührend gesprochen habe. Mein Herz lag auf meiner Zunge. Auf den harten Gesichtern rings umher konnte ich den Eindruck lesen. Selbst der Leyser Afrom wischte sich eine Träne aus den Wimpern. Aber meines Vaters Gesicht wurde finsterner und finsterner. Er stieß mich mit seinem Fuße hinweg und knirschte zwischen den Zähnen hindurch: „Es tut mir leid, daß du nicht in Würges tot auf dem Plaze geblieben bist. Besser tot, als

solch eine krächzende, salbadernde Kreatur. Verflucht sei die Stunde, wo ich deiner Mutter zugestand, dich zu dem Pfaffen zu tun. So bist du von Grund aus zu einem „Kochemer“ verdorben. Leyser Afrom, dir sage ich keinen Dank, daß du ihn hierher gebracht hast. Du hättest ihn bei den Pfaffen und Weibern lassen sollen. Da gehört er hin. Hier kann ich versucht werden, zum zweiten Mal sein Blut zu vergießen.“

Mir graute vor meinem Vater. Ich wollte wieder fort. Aber er ließ mich nicht. „Noch ein Versuch,“ wie er sagte, „solle mit mir gemacht werden.“

In der nämlichen Nacht wurde ich mit zu einem Raube geschleppt. Es war ein einsames Landhaus mit starken eisernen Gittern vor den Fenstern, wo der Einbruch stattfinden sollte. Nur nach der Küche ging ein Fenster ohne Eisengitter. Das war aber klein und zu eng, daß ein Mann hindurchschlüpfen konnte. So wurde ich auserwählt, dort einzusteigen und von innen mit dem steckenden Hauschlüssel die Haustüre zu öffnen.

Ich flehte und beschwor meinen Vater, er solle mich wenigstens rein lassen von so schwerer Sünde. Er hielt mir darauf die Mündung seiner Pistole entgegen und sagte dumpf: „Entweder, oder! Du kennst mich.“

Ich wäre lieber gestorben, als mich an dem Raube zu beteiligen. Aber da kam mir plötzlich ein Gedanke. Ich wollte einmal drinnen die Leute wecken, statt die Türe zu öffnen. Ich zeigte mich also willfährig. Doch mein Vater traute mir nicht. „Ich jage dir eine Kugel nach, sobald ich einen verdächtigen Laut höre,“ sagte er. Er ahnte nicht, wie wenig ich den Tod fürchtete, seitdem er mir alles genommen hatte.

Kaum war ich deshalb in der Küche angelangt, so fing ich laut an zu rufen: „Räuber, Räuber vor dem Hause!“ Mein Vater schoß, traf mich aber nicht.

Die Leute im Hause wurden nun wach, und die Räuber entflohen. Ich erzählte, wie man mich gezwungen, durch das Fenster zu schlüpfen, und daß ich sie mit Lebensgefahr geweckt

habe, aber die behielten ein gewisses Mißtrauen gegen mich und waren froh, als ich mich am nächsten Morgen nach einem guten Frühstück wieder entfernte.

Ich war jetzt in einer recht verzweifelten Lage, in der mich nur mein Gebet aufrecht erhielt. Jeden Augenblick konnte mir irgendwo mein Vater begegnen, und dann war ich verloren. Er hätte mein Leben nicht länger geschont.

Ich suchte so schnell wie möglich die Gegend zu verlassen. Aber ich hatte kein Geld. Ich mußte Arbeit suchen, um nicht Hungers zu sterben. Denn betteln mochte ich nicht. Dabei quälte mich die Reue, daß ich so töricht in die Welt hineingerannt, ohne mit meinen Wohltätern zu beraten.

So lange es Sommer war, fand ich überall Arbeit. Denn zu dieser Zeit fehlt es immer auf dem Lande an fleißigen Händen. Aber als der Winter kam, klopfte ich an den Türen umsonst. Ich war schon der Verzweiflung nahe, da führte mir Gott, zu dem ich gerufen, einen alten, freundlichen Herrn entgegen, der auf mein Bitten mich in seine Dienste nahm. Er behandelte mich mehr als Kind wie als Bedienter. Er hatte keine Kinder. Da wurde er aber plötzlich krank, schwer krank. Ich hätte ihn gern gepflegt, und der alte Herr wünschte es auch. Aber die Verwandten warfen mich, indem sie mich Tagedieb und Erbschleicher schalten, zur Türe hinaus.

So bin ich mit dem Wenigen, was ich mir erspart hatte, in die Nähe meiner alten Heimat gekommen. Gerade offen zu meinem Pflegevater zu gehen, war ich zu stolz.

O hätte ich es doch getan und nicht aus falscher Scham Umwege gesucht. Ich wäre nicht in die jetzige Verlegenheit geraten."

Der Richter schüttelte den Kopf, als der Knabe geendigt hatte. Die Erzählung desselben hatte Eindruck auf ihn gemacht, aber er durfte es sich nicht zugestehen. Er kannte die Gewandtheit der Gauner und wußte, wie sie solche Kührstückchen zu erfinden verstehen. Er sagte darum: „Du bist entweder

ein großer Thor oder ein großer Lügner. Das wollen wir denn sehen. Aber das merke dir, du mußt deine Aussage haarklein beweisen, sonst tun sich dir die Gefängnistüren sobald nicht wieder auf."

Oswald saß schon lange Zeit im Gefängnis. Seine Gesundheit, die sich kaum wieder gekräftigt hatte, begann durch das Übermaß von Leid, das ihn betroffen hatte, und in der dumpfen Gefängnisluft zu wanken.

Sein Gesicht bekam eine fahle Blässe. Seine Lippen wurden bleich — seine Augen hohl. Er war immer müde und hatte keinen Appetit. Am liebsten wäre er gestorben. Was tat er noch auf der Welt, die ihm so arg mitgespielt hatte? Was hatte er noch Gutes zu erwarten?

Damals erschienen plötzlich in Mainz der Pfarrer Wagner und Herr Köhring aus dem Weiltal. Man hatte sie benachrichtigt von der Gefangennahme Oswalds und hatte ihr Zeugnis verlangt.

Die beiden hatten ordentlich aufgezubelt, als sie wieder einmal etwas von ihrem Lieblinge hörten und waren mit frohen Erwartungen abgereist. An sein Verbrechen glaubten sie nicht, und es dünkte sie kinderleicht, ihn durch ihr Zeugnis aus dem Gefängnisse loszumachen.

Aber ihre Hoffnungen wurden arg herabgestimmt. Sie kamen mit stark verdukten Gesichtern aus dem Gerichtshause. Der Richter hatte sich wohl recht gefreut über all das Schöne und Gute, das sie über Oswald sagten, aber er hatte immer zuletzt geseufzt: „Wenn nur die leidige Verwandtschaft mit Johannes Müller dem Daumen, dem schwäbischen Räuberhauptmann, nicht wäre. Diese Verwandtschaft bricht ihm noch den Hals.“

Mit noch verdukten Gesichtern kamen sie aus dem Gefängnis, wo sie den armen Gefangenen aufgesucht hatten.

Ach wie hatte sich Oswald über den Besuch gefreut, wie war er seinem Pflegevater, dem Pfarrer Wagner, um den Hals ge-

fallen und hatte an seiner Brust geschluchzt und geweint und konnte sich nicht wieder losreißen; wie hatte er so treuherzig dem Herrn Köhring die Hand gereicht und beide um Verzeihung gebeten wegen der Sorgen und Mühen, die sie um ihn gehabt hätten! Er sei für seine Verirrung genug gestraft.

Der Pfarrer Wagner hatte noch eine Träne in den Wimpern hängen, als sie schon längst wieder auf der Straße waren, und Herr Köhring sagte zum dritten Mal: „Wenn wir nicht binnen vier Wochen ihn frei machen können, macht der Tod ihn für immer frei.“

Seit die beiden aus dem Gefängnis getreten waren, war ihnen eine schwarze, gebückte Frauengestalt gefolgt. Dieselbe kämpfte augenscheinlich mit einer gewissen Scheu, den beiden Herrn in den Weg zu treten und sie anzureden. Als sie aber das Wort des Herrn Köhring deutlich vernahm: „Wenn wir nicht binnen vier Wochen ihn frei machen können, macht der Tod ihn für immer frei,“ schien auf einmal alle Scheu verschwunden zu sein. Sie richtete sich hoch auf und trat ihnen in den Weg.

Es war Lieselene.

Ihr Anblick war fast drohend, als sie sagte: „Warum machen die Herren ihn nicht frei? Sie kennen ihn ja von Kindesbeinen an.“

Beide erschrafen ordentlich vor dem phantastisch gekleideten Weibsbilde, das sie so plötzlich anredete. Der Pfarrer, der sie und ihre Art am besten kannte, erholte sich zuerst und sagte: „Der Richter legt zu unserem größten Leidwesen kein besonderes Gewicht auf unser Zeugnis, sondern meint, Oswalds Sache stünde darum so schlimm, weil sie vor die Geschworenen müsse, und die Geschworenen würden alles, was ihn angehe, verdächtig finden, weil er eingestandenermaßen der Sohn Johannes Müllers des Daumen sei. Von diesem Gesichtspunkte aus würden sie ihr Urteil fällen. Bestünde dagegen diese Verwandtschaft nicht, würde er ohne Bedenken frei gegeben.“ Lie-

selene erschien bei der Antwort des Pfarrers anfangs wie in sich zusammengebrochen. Dann aber erhob sie sich plötzlich in ihrer ganzen Größe und sagte in ihrer feierlichen Weise: „Meine Stunde ist gekommen. Folgen Sie mir meine Herren! Ich will Oswald frei machen.“

Sie schritt voraus und winkte den anfangs Zögernden in so bestimmter Weise, daß dieselben nichts Besseres zu tun wußten, als ihr nachzufolgen.

Vor dem Richter angelangt, verlangte Lieselene augenblickliches Gehör. Sie hätte ein wichtiges Geständnis abzulegen. Auch forderte sie, daß Oswald aus dem Gefängnis geholt werde, damit er ihrem Geständnis beiwohnen könne.

Der Richter hatte anfangs keine große Lust, auf das Verlangen der scheinbar halbverrückten Person einzugehen, aber sie wies ihm ein Schreiben des in großem Ansehen stehenden Anklägers Keil, worin sie als höchst glaubwürdige und wertvolle Zeugin den Behörden empfohlen war. Das wirkte. Es geschah alles nach ihrem Willen.

Als Oswald erschienen war, sagte Lieselene zu dem Richter: „Erlauben Sie, daß, ehe ich zu meinem Geständnis schreite, ich Oswald und Herrn Köhring um ihre Verzeihung bitte, denn ich habe mich schwer, schwer an diesen beiden versündigt.“

„H e r r K ö h r i n g ,“ rief sie dann mit lauter, feierlicher Stimme, „O s w a l d i s t J h r S o h n. O s w a l d , n i c h t d e r R ä u b e r J o h a n n e s M ü l l e r , s o n d e r n H e r r K ö h r i n g i s t d e i n V a t e r.“

Die Anwesenden waren starr vor Erstaunen über diese merkwürdige Eröffnung.

Herr Köhring trat alles Blut in's Gesicht vor Aufregung. Eine Träne schimmerte in seinem Auge. Er hätte gerne sein verlorenes, heißgeliebtes Kind an seine Brust gedrückt. Aber durfte er? Durfte er den Worten dieses sonderbaren Weibsbildes trauen?

Oswalds Gesicht erglänzte plötzlich wie Frühlingssonnenschein. Wie trunken vor Freude und Liebe hing sein Auge an Herrn Köhring.

So begegneten sich beider Augen. Sie sahen sich immer tiefer hinein. Und auf einmal mußte es geschehen, daß ein Erkennen, das über Raum und Zeit hinausging, sie erfaßte. Denn sie riefen fast gleichzeitig: „Er ist's.“ „Er ist's.“ Und mit dem Ausrufe: „Vater!“ „Kind!“ stürzten sie sich vor Freude schluchzend in die Arme.

Herr Köhring erholte sich zuerst. „Weib,“ sagte er, „wenn du deine Behauptung von vorhin beweisen kannst, will ich dir wegen des Glücks dieser Stunde alles vergeben, und wenn du noch so schwer dich an mir versündigt hast.“

„Wissen kann ich es wohl,“ sagte Lieselene, „daß Oswald Euer Kind ist, Herr Köhring, denn ich habe ihn selbst aus der Wiege in Eurem Hause gestohlen; wissen kann ich auch, daß Oswald nicht des Räubers Müller Kind ist, denn ich bin Johannes Müllers angetrautes Eheweib. Das Beweisen wird schon schwerer fallen, aber ich hoffe es zu können.“

Wenn die erste Eröffnung Lieselenes nur Freude erregt hatte, so wirkte dieses Geständnis, das sie als Kinderräuberin und als Frau des berüchtigten Räubers kundgab, höchst peinlich auf alle. Dieses entfremdende Gefühl verlor sich erst allmählich, als man sie so ernstlich bemüht sah, den Beweis zu liefern, daß Oswald wirklich Herrn Köhrings Sohn sei.

„Es sitzen hier im Gefängnis,“ sagte sie, „mehrere frühere Genossen meines Mannes, die bezeugen können, daß Müller nie ein anderes Kind besessen hat, als das in unserer Ehe geborene, welches in einem Dörfchen bei Krefeld das Licht der Welt erblickte. Damit aber darüber kein Zweifel mehr herrschen mag, daß Oswald dieses Kind nicht ist, habe ich hier neben meinem eigenen Trauschein den Todesschein dieses Kindes.“

Dem Himmel jetzt noch Dank, daß er es so früh schon zu sich genommen hat! Sein Leben wäre ja doch nur eine Ver-

brecherlaufbahn geworden. Der gütige Gott sollte alle Räuber-
kinder früh sterben lassen.

„Ach, daß aber der Tod dieses unschuldigen Kindes der An-
laß zu meinem Verbrechen wurde!“

Sie schwieg ein paar Sekunden, dann fuhr sie fort: „In
Köln sitzt im Augenblick eine alte Hehlerin und Diebsmutter,
die bezeugen kann, daß sie mir den Plan eingab, um dem Zorn
meines Mannes zu entgehen, das Kind des Kaufmannes Röh-
ring zu stehlen. Sie hat das Kind gleich nach dem Diebstahl
gesehen und weiß, daß es in meinen Händen war, als es ver-
misst und überall gesucht wurde. Ich mußte ihr noch viel Geld
geben, um ihr Schweigen zu erkaufen.“

Diese Zeugnisse zusammengenommen würden vielleicht schon
zu einem Beweis genügen. Doch sehen Sie einmal, Herr Röh-
ring, wissen Sie noch, wie das Kinderjäckchen aussah, das der
Knabe anhatte, als er gestohlen wurde?“

„Gewiß weiß ich es noch. Der Stoff war weißer Musselin,
und auf den Ärmeln war mit blauer Seide ein Muster gestickt.“

„Ist es das?“

„Ja, ja!“ rief der Mann fast außer sich vor Freude.

„Kennen Sie auch das?“ fragte wieder Lieselene, ein kost-
bares Medaillon hervorziehend.

„Ja, es ist das Bildnis meiner Frau. Ich erinnere mich,
es dem Knaben umgehängt zu haben.“

„Und nun betrachten Sie mich, Herr Röhring! Hatten Sie
nicht acht Tage vor dem Verschwinden des Kindes eine Amme
gedingt, die sich Elise Müller nannte? Das war ich. Ja, be-
trachten Sie nur das undankbare Geschöpf, das aus Furcht und
Liebe den Frieden ihres Hauses auf so grausige Weise störte!
Nicht wahr, Sie erkennen mich wieder?“

Aber bald hätte ich noch eine Hauptsache vergessen. Er-
innern Sie sich noch, Herr Röhring, daß wir einen Abend von
dem Muttermal sprachen, das der Knabe auf dem linken Arm
hatte. Es war feuerrot und hatte die Form eines Herzens.

Sie sagten damals, es würde vergehen. Aber es ist nicht vergangen. Zeige einmal deinen Arm, Oswald!"

Alle waren erstaunt, wie Lieselene vorhergesagt, ein feuerrotes Mal auf dem sonst weißen Arm zu erblicken.

„Das ist ein besseres Zeichen,“ sagte sie, „als das, was ihm später sein Räubervater Müller auf die Brust geätzt hat.“

„Ja, ja, du bist's, du bist's! O Gott, wie bin ich solcher Gnade wert!“ rief ein über das andere Mal Herr Köhring, seinen Sohn, der in den Anblick des Bildes seiner Mutter vertieft war, am Kopfe fassend und küssend.

Auch der Untersuchungsrichter, unter dessen harter Außenseite ein warmes Herz schlug, war von dieser Szene, die sich vor seinen Augen entwickelte, tief ergriffen. Er versprach, da jetzt dargetan werden könne, daß Oswald nicht des Johannes Müller Sohn sei, demselben schon in den nächsten Tagen die Freiheit zu verschaffen.

Dagegen wurde Lieselenes Benehmen jetzt sonderbar. Sie wollte wegen Kinderraubs in das Gefängnis gesperrt sein.

Der Richter vermochte ihr durchaus nicht klar zu machen, daß, da sie niemand verklage, sie selbst ihre Schuld beweisen müsse, aber selbst wenn sie den Beweis erbringe, würde sie erst recht abgewiesen, weil der Fall nach französischen Gesetzen, die jetzt auch in Krefeld gälten, verjährt sei. Sie suchte nun selbstständig in das Gefängnis zu dringen, und da ihr das nicht gelang, setzte sie sich auf die Gefängnistreppe und fluchte und weinte.

Der Pfarrer Wagner, der sie dort traf, wollte sie trösten. „Ich bedarf keines Trostes und verdiene keinen,“ sagte sie barsch. „Gehen Sie nur! Sie sind ein Keiner. Der Verkehr mit mir erniedrigt und befleckt Sie. Ich gehöre zu diesen.“ Sie deutete auf die gefangenen Räuber im Gefängnisse. „Sie haben mich in ihre Kreise gezogen. Wer aber in ihren Kreis kommt, dessen Leben ist vergiftet, der ist unrettbar verloren, der ist den Mächten der Finsternis verkauft.“

Ach, was war ich ein harmlos, unschuldig Kind. Mein Herz war voll wunderbaren Vertrauens. Ich liebte Gott und die Menschen. Gottes Wort und Gebote waren mir heilig. Ich liebte meine Eltern und war ihnen untertan. Da kam jener furchtbare Mensch in das Thal und flößte mir eine wahnsinnige, abgöttische Liebe ein, daß ich alles darüber vergaß.

Er hat mir Gift in die Seele gegossen. Er hat mich Gott und die Menschen verachten gelehrt.

Er ist es auch gewesen, der mich in das Haus des Herrn Röhring sandte, damit ich mich als Schenkamme anbot. Ich sollte ausspionieren, wo des reichen Kaufmanns Schätze verborgen lagen und der Bande Gelegenheit zum Einbruch verschaffen. Ich wehrte mich, so viel ich konnte, gegen diese schurkische Zumutung. Aber er besaß eine schreckliche Macht über mich. Ich fürchtete und liebte ihn zugleich. So ging ich. Schon war der Tag zum Einbruch bestimmt, da hörte ich, daß mein Kind, das ich der alten Diebsmutter zur Pflege hatte übergeben müssen, erkrankt sei. Als ich dorthin kam, war mein Kind tot.

Mein Schmerz und Zorn war unbeschreiblich. Am liebsten wäre ich mit dem Leichnam zu meinem Manne geeilt und hätte ihm denselben vor die Füße geworfen und hätte gerufen: „Hier hast du den Lohn für deine verruchte That.“ Aber die kluge Alte wußte mich zu fassen. Sie schilderte seinen unmäßigen Zorn. In der That war derselbe über alle Begriffe schrecklich, daß man das Schlimmste fürchten mußte. Auf der andern Seite zeigte sie die günstige Gelegenheit, das Kind des Herrn Röhring, das ich schon lieben gelernt hatte, zu erlangen. „Kind ist Kind,“ sagte sie, „und du wirst bald nicht mehr wissen, ob du ein fremdes oder dein eigenes Kind an der Brust liegen hast.“

So habe ich die That getan. Durch den Einbruch war eine solche Verwirrung, daß mich kein Mensch bemerkte.

Aber seltsam! von der Stunde an hatte ich keine Liebe mehr zu meinem Manne. Meine frühere Liebe verwandelte sich in

Haß. Ich bot ihm in allen Stücken Troß und zeigte ihm offen meine Verachtung und Abneigung.

Er begann mich ordentlich zu fürchten; denn er wußte sich mein Wesen nicht zu erklären. So ließ er mich gehen, als ich wünschte, dem Kinde eine bessere Erziehung zu geben.

Damals haben Sie, Herr Pfarrer, Oswald zur Pflege erhalten und wie ein treuer Engel über ihm gewacht. Ich wußte, daß Sie es tun würden. Ich kannte Sie ja, meinen guten, frommen Lehrer. Schon wiegte ich mich in den schönsten Träumen für die Zukunft. Aber wo Sünde und Verbrechen ist, kann kein friedliches Glück gedeihen. Auch er, der Unschuldige, wurde von jenen finsternen Mächten gepackt und in jene verderblichen Kreise hineingezogen, die sein Leben und seine Seele bedrohten.

Mich mußte der ganze Fluch seines Verderbens treffen, denn ich hatte ihn hineingerissen. Ich suchte ihn darum selbst mit meinem Herzblut zu schützen. Aber all mein Ringen war vergebens. Da endlich zur Vernunft gekommen, habe ich ihn von mir losgemacht und seinen Eltern zurückgegeben, damit er auf einem reineren, besseren Boden weiter gedeihen kann. Aber ich bin jetzt arm und bloß. Diese Liebe zu dem Kinde war das einzige Licht, was noch meinen dunklen Lebensweg erleuchtete. Mir bleibt nichts, als die endlose Reue über mein Verbrechen und ein verfehltes Leben. Mein Herz ist kalt, tot und leer."

Sie brach bei diesen Worten in ein herzerreißendes Schluchzen aus und stieß ihren Kopf auf die harten Steine der Gefängnistreppe.

Der gute Pfarrer Wagner hob in unendlichem Mitleid die Hände über sie zum Himmel. „O Gott, soll denn in dieses zerrissene, arme Herz kein Strahl deiner erbarmenden Liebe fallen? Lieselene, weißt du denn gar nichts mehr von deinem Heiland, der für die Sünder gestorben ist am Kreuz? Erinnerst du dich nicht mehr seiner Hirtentreue, die dem verlorenen Schäflein nachgeht, bis sie es findet, die sich freut über jeden Sünder, der Buße tut? Da ist Licht für deinen dunklen Weg, da ist

Liebe für dein verarmtes Herz, da ist Friede für deinen geängsteten Geist."

Der Lieselene war es, als hörte sie längst vergessene Heimatklänge.

"Wie ist mir doch," sagte sie, und ein neuer Lebensstrahl blitzte in ihren Augen. "Mir ist, als wenn ich wieder jung würde. Gott! das sind die alten Klänge, die längst vergessenen Lehren. Davon müssen Sie mir mehr sagen, Herr Pfarrer, mehr, mehr."

Und der gute Pfarrer hat ihr noch mehr davon gesagt, und er konnte nicht fertig werden zu erzählen, und sie nicht satt werden zuzuhören. Und es ist ein ganz anderes Wesen und Leben über sie gekommen. "Mein Leben hat wieder Sonnenschein bekommen," sagte sie. "Jetzt weiß ich erst, was Glück ist."

Nur noch einmal griffen die alten Verbindungen schmerzlich in ihr Leben hinein. Das war aber schon viel später, als eines Tages ihr Mann, Johannes Müller, an derselben Stelle im Walde, wo er sie einst hatte ermorden wollen, erhenkt gefunden wurde.

Dieser Tod gab viel zu denken und machte lange Zeit Lieselene, wie auch Oswald und den Pfarrer ernst und nachdenklich.

Das war aber, wie gesagt, viel später. Jetzt waren alle fröhlich. Oswald hatte seine Freiheit bekommen. Das war an einem frühen Sommermorgen geschehen. Da hatten sie denn sogleich eine offene Chaise genommen und waren von Mainz über Wiesbaden und die Platte durch die herrliche Gebirgswaldung gefahren.

In Idstein hatten sie gefrühstückt.

In Würges erwartete sie ein köstlich zubereitetes Mittagessen, aber zugleich noch eine andere Überraschung. Dort war die Frau Köhring mit der Frau Pfarrer Wagner angekommen. Ihr Mutterherz hatte, durch die Briefe ihres Mannes aufgerüttelt, sie nicht im Weiltal ruhen und die Ankunft der Ihrigen

abwarten lassen. Sie mußte ihrem wiedergefundenen Kinde entgegeneilen.

O was waren das selige Stunden in dem alten Posthause zu Würges, das vor Jahr und Tag eine Stätte des Grauens und Schreckens gewesen war. Wie freute sich die dicke Mutter Obers an dem Glück von all den guten Menschen, und glänzte sonst schon ihr freundlich herzliches Gesicht wie lauter Sonnenschein, war jetzt aller Sternenglanz noch dazu gewoben.

Es war schon spät in der Nacht, als man im Weiltale ankam. Man sah die Kränze nicht und die Ehrenpforte, die die Leute aufgebaut hatten zum Empfang Oswalds. Aber alle Bewohner waren noch um das Pfarrhaus versammelt, und als Oswald ausstieg, begrüßten sie ihn mit lautem „Willkommen“ und suchte ihm jeder die Hand zu schütteln und um Verzeihung zu bitten.

Der alte Förster Kraft wollte eine Rede halten, blieb aber stecken und wurde weidlich ausgelacht.

Oswald, der sich noch kaufmännisch ausbildete, übernahm später das von seinem Vater erbaute Hüttenwerk, und wurde ein Segen für das Thal, wo man ihm einst so arg mitgespielt hatte.

Mit dem Pfarrer Wagner kam er noch in verwandtschaftliche Beziehung, indem er das zu einer herrlichen Jungfrau herangeblühte Gretchen heiratete.

Jetzt sind alle lange tot, aber in der ganzen Gegend spricht man noch viel vom Schinderhannes, von der dicken Frau Obers, die mit dem Geldsack zum zweiten Stock ihres Hauses hinaussprang, von dem Räuberjungen, der später Hüttenwerksherr wurde, von dem guten Pfarrer Wagner und von der narrigen Lieselene.